

Schana Tova

Zu Rosch Haschana 5774

wünschen wir

allen Freunden und

Förderern

im In- und Ausland

Gesundheit

sowie

ein glückliches

und

friedvolles neues Jahr.

ERINNERN FÜR DIE ZUKUNFT

Mitteilungsblatt des Bochumer Bürgervereins

Bochum, September 2014

Nr.17



Dr. Carl Rawitzki

(Presse- und Informationsamt



Nora Block - Platiel

Fotos:

*(Archiv der sozialen Demokratie
Friedrich-Ebert-Stiftung)*

MASEL TOV

Wir grüßen alle unsere Leserinnen und Leser
zum NEUEN JAHR und wünschen
Gesundheit, Glück und Zufriedenheit

ERINNERN FÜR DIE ZUKUNFT E.V. BOCHUM

Liebe Freunde und Förderer des Vereins

"ERINNERN FÜR DIE ZUKUNFT e.V."

Auch in der neuen Ausgabe unseres Mitteilungsblattes berichten wir wieder über Ereignisse, die jüdisches Leben in Bochum in Vergangenheit und Gegenwart betreffen, über Projekte unseres Vereins und der Organisationen in Bochum, mit denen wir kontinuierlich zusammenarbeiten.

Vor 150 Jahren wurde die Sozialdemokratische Partei Deutschlands gegründet. Der Bochumer Unterbezirk hat aus diesem Grund eine Schrift herausgegeben: Bochumer Profile. Die ersten 150 Jahre Sozialdemokratie, in der prominente Bochumer vorgestellt werden. Hubert Schneider erinnert in diesem Buch an Personen, die sowohl in der jüdischen Gemeinde als auch in der Bochumer jüdischen Gemeinde eine Rolle spielten: an die Bochumerin Nora Block-Platiel und Dr. Carl Rawitzki, Nora Block, Tochter des Textilhändlers Bendix Block, war die erste Rechtsanwältin in Bochum, der Jurist Rawitzki ein bedeutender Kulturpolitiker in unserer Stadt. Wir drucken die Texte hier ab.

Vor 50 Jahren – im Jahre 1963 – fand in Frankfurt a.M. der große Auschwitz-Prozess statt. Irmtrud Wojak, die erste Vorsitzende unseres Vereins, stellt in ihrem Text den Generalstaatsanwalt Fritz Bauer vor, ohne den es nie zu diesem Prozess gekommen wäre.

Manfred Keller hat die Dritte Biennale: Musik der Synagoge organisiert, ein Ereignis, das nicht nur im Ruhrgebiet wahrgenommen wurde. Er berichtet darüber.

Im Kino des Stadtarchivs wurde der Film „Ehe im Schatten“ aus dem Jahre 1946 gezeigt. Vorlage des Films ist die Geschichte des Schauspielerehepaars Joachim Gottschalk / Meta Wolff. Kaum jemand weiß, dass Meta Wolff aus Bochum

stammte. Hubert Schneider berichtete in einer Einführung zum Film über das Schicksal der Familie Wolff aus Bochum

Und Günter Nierstenhöfer berichtet über die Errichtung der Mahn- und Gedenkstätte für die Wattenscheider Opfer des Holocaust.

Herzlichst

Ihre Redaktion

Impressum

Herausgegeben von

ERINNERN FÜR DIE ZUKUNFT E.V.

Redaktion:

Ingrid Schneider
Günter Nierstenhöfer
Dr. Fabian Andor

Anschrift:

ERINNERN FÜR DIE ZUKUNFT E.V.
c/o Dr. Hubert Schneider
Auf dem Aspei 63
44801 Bochum
e-mail: hubert.schneider@rub.de
Internet: www.erinnern-fuer-die-zukunft.de

Rückblick auf die Arbeit des Vereins.

Inhaltlich standen wieder mehrere Projekte im Mittelpunkt unserer Arbeit, die teils in eigener Verantwortung, teils in Kooperation mit anderen Veranstaltern geplant und durchgeführt wurden.

- Veranstaltung zum 9. November 2012: Wie in den Jahren zuvor, ist es auch im Jahre 2012 gelungen, die Arbeit verschiedener Organisationen im Arbeitskreis 9. November zu koordinieren. Sprecher dieses Arbeitskreises ist seit einigen Jahren Hubert Schneider. In zahlreichen Sitzungen, die auf Einladung der Jüdischen Gemeinde in deren Räumen stattfanden, wurde die Veranstaltung geplant und dann auch durchgeführt. Die Veranstaltung begann in diesem Jahr wegen des beginnenden Schabbat bereits um 15 Uhr. Erinnert wurde an die großen drei Deportationen Bochumer Juden nach Riga, Zamosc und Theresienstadt im Jahre 1942. Schülerinnen der Melanchthon-Gemeinde haben sich dabei vor allem mit dem Schicksal der Fanny Rath – die Familie besaß ein Möbelgeschäft in der Brückstraße – beschäftigt, die im Januar 1942 nach Riga deportiert wurde und dort unter nie geklärten Umständen ums Leben kam. Die Schüler trugen während der Veranstaltung die Ergebnisse ihrer Bemühungen vor. Den hohen Stellenwert, den die Gedenkveranstaltung inzwischen in der Stadt spielt, unterstrichen auch die Ansprachen der Oberbürgermeisterin, Frau Dr. Scholz, und des Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Bochum-Herne-Hattingen, Herrn Grigory Rabinovich. Das Totengebet (Kaddisch) sprach Herr Aaron Naor von der jüdischen Gemeinde. Arthur Libischewski vom Kinder- und Jugendring Bochum e.V. moderierte die Veranstaltung. Im umfassenden Rahmenprogramm zu dem Gedenktag war unser Verein mit 3 Veranstaltungen beteiligt:
 - Bereits um 13 Uhr des 9. November hatte Hubert Schneider einen sehr gut besuchten Rundgang zu den

in Bochum verlegten Stolpersteinen durchgeführt. Solche Rundgänge sind inzwischen November geworden.

- Am 6. November hielt Hubert Schneider in der Evangelischen Stadtakademie einen Vortrag zum Thema „Juden in Bochum nach 1945“.
- Am 15. November wurde im Stadtarchiv der Spielfilm „Ehe im Schatten“ aus dem Jahre 1946 gezeigt. Dabei geht es um das Schicksal des Schauspielerpaars Gottschalk-Wolff. Meta Wolff stammte aus Bochum. Hubert Schneider führte in den Film ein und berichtete über das Schicksal der Bochumer Familie Wolff.
- Das Projekt Stolpersteine wurde 2012 fortgeführt: Am 21. September war Gunter Demnig wieder in Bochum, verlegte 10 neue Steine. In einer Veranstaltung im Bochumer Stadtarchiv stellten die Paten am 7. November ihre Rechercheergebnisse einer größeren Öffentlichkeit vor. Die Namen der Personen, deren Schicksal die Stolpersteinpaten erforschten, und die Orte, an denen die Steine verlegt wurden, werden an anderer Stelle in diesem Heft genannt. Nach wie vor betreuen Andreas Halwer vom Stadtarchiv und Hubert Schneider die "Paten": Diese Betreuung beginnt mit der Auswahl der Personen, für die ein Stolperstein gelegt werden sollen, wird fortgesetzt bei der konkreten Recherchearbeit. Die Arbeit ist spannend und im positiven Sinne aufregend: Die Beschäftigung mit Einzelschicksalen führt Schüler und Privatpersonen hautnah an ein Thema heran, dem man ansonsten bestenfalls neutral gegenüberstand. Die "Paten" nehmen in vielen Fällen Anstrengungen auf sich (Archivbesuche, Zeitzeugenbefragung), von denen sie vor der Übernahme der Aufgabe keine Vorstellung hatten. Alle Betroffenen nähern sich somit auf sensible Weise einem großen Thema und einem Stück der Stadtgeschichte. Es ist politische Bildungsarbeit im besten Sinne. Die von den Paten in schriftlicher Form vor-

gelegten Rechercheergebnisse können nachgelesen werden: www.Bochum.de/Stolpersteine

- Das Interesse an einer Besichtigung der neuen Synagoge ist in der Bevölkerung nach wie vor groß: Bisher wurden einige hundert Führungen durchgeführt. Die Gruppen – Schulklassen, Vereine, Einzelpersonen – melden sich bei der jüdischen Gemeinde oder bei städtischen Einrichtungen – zum Beispiel bei der Volkshochschule – an. Die gemachten Erfahrungen sind durchaus positiv, zeigen aber auch, wie gering das Wissen über jüdisches Leben in der Bevölkerung ist. Von besonderer Bedeutung sind vor allem die Führungen mit jungen Leuten. Dabei besteht die Hoffnung, dass diese Gruppen, wenn sie etwas erfahren über Judentum und jüdisches Leben, weniger anfällig sind für die Propaganda rechter Gruppierungen, die ihre Aktivitäten ja gerade auf Jugendliche ausrichten. In diesem Sinne sind solche Führungen durch die Synagoge auch politische Aufklärungsarbeit.

Bisher wurden die Führungen von 3 Mitgliedern der jüdischen Gemeinde und 5 Mitgliedern des Freundeskreises Bochumer Synagoge, darunter auch Hubert Schneider, durchgeführt. Inzwischen ist die jüdische Gemeinde in der Lage, alle Führungen durch ihre Gemeindemitglieder gestalten zu lassen.

- Im letzten Heft hatte Manfred Keller das vom Freundeskreis Bochumer Synagoge herausgegebene Buch „Die neue Synagoge“ vorgestellt, das ja auch an die Mitglieder der alten jüdischen Gemeinde in aller Welt verschickt worden war. Das Buch wurde sehr positiv aufgenommen. An den Verein bzw. den Freundeskreis schrieben: Magret Gil-Michels aus Israel, Miriam Kleineibst aus Südafrika, Paul Wassermann aus London, Dr. Cohn aus den USA, Walter Schoenholz aus den USA, Frau Szlamazarnik und Frau Silbermann aus Argentinien, Frau Pollak aus Wien, Frau Cahn und Frau Deutch aus den USA.

- Zahlreich sind unsere Aktivitäten in der Stadt: Regelmäßige Stadtführungen zum jüdischen Leben in Bochum (unter Einschluss der bisher verlegten "Stolpersteine") und auf dem jüdischen Friedhof wurden mit unterschiedlichen Gruppen durchgeführt. Eine Kooperation mit dem Katholischen Forum Bochum und der Evangelischen Stadtakademie hat dazu geführt, dass man dort solche Führungen fest in das Veranstaltungsprogramm aufgenommen hat.
- Auch Anfragen aus dem In- und Ausland zu jüdischem Leben in Bochum erreichten uns. Einige seien hier genannt:
 - Nachfahren der Familie Günzburger, die sich mit der Familiengeschichte beschäftigen, meldeten sich bei uns. Wir konnten bei ihren Recherchen helfen.
 - Aus Dresden kam eine Anfrage zur Familie Hähnlein. Der Sohn Victor Hähnlein lebte als Arzt in Dresden, ihm gelang von dort aus mit Frau und 2 Kindern die Flucht in die USA. Wir konnten unsere umfassenden Recherchen zur Bochumer Familie Hähnlein zur Verfügung stellen.
 - Aus Bayreuth kam eine Anfrage zur Familie Reichnberg. Paula Reichenberg ist in Bayreuth geboren. In unserem Archiv liegen ja viele Dokumente zu dieser Familie.
 - Frau Schindewolf aus Bochum konnte – mit unserer Unterstützung erfolgreich ihre Nachforschungen zum Schicksal ihres Vaters fortsetzen.
 - Frau Hanusch von der WAZ hat mit unserer Unterstützung einen Artikel zu jüdischem Leben in Bochum veröffentlicht. Sie hat uns den Artikel zugeschickt.
 - Frau Brändle aus Süddeutschland erforscht das Schicksal der Juden aus Pforzheim. Dabei stieß sie auf Ernst Block aus Bochum – Bruder von u.a. Emmi Block vom früheren Moltkemarkt, heute Springerplatz, der dort eine Metzgerlehre machte. Ernst Block gelang Anfang der dreißiger Jahre die Flucht nach Argentinien. Dokumente zu Ernst Block haben wir nicht. Wir konnten Frau Bränd-

le aber Informationen geben, die wir von der inzwischen verstorbenen Emi Block erhalten haben.

- Roberta Hall-Bass aus den USA hat sich wieder gemeldet. Wir hatten ihr vor einigen Jahren geholfen, die Geschichte der Familie Halle zu erforschen – Ausgangspunkt war damals ein Grab auf dem hiesigen jüdischen Friedhof. Frau Bass ist jetzt auf der Suche nach Unterlagen zu einem Großonkel Emil Halle, der vor 1914 in Argentinien ums Leben gekommen ist. Unsere Nachforschungen haben ergeben, dass im Bundesarchiv in Berlin eine Akte zum Fall des Emil Halle liegt. Der Kontakt zwischen Frau Halle-Bass und dem Bundesarchiv wurde von uns vermittelt.
- Aus Berlin kam eine Anfrage von Herrn Schwing. Er arbeitet über die Berliner jüdische Familie Apfel. Frau Apfel ist eine geborene Schoenewald. Die Anfrage lautete: Hat Frau Apfel etwas mit Siegmund Schoenewald in Bochum zu tun? Der folgende Kontakt bestätigte diese Annahme, führte auch dazu, dass es zu Kontakten mit Caroline Field, einer Enkeltochter von Siegmunds Bruder Sally Schoenewald kam, die ein umfassendes Familienalbum besitzt. Von Siegmund und Otilie Schoenewald hatten wir bisher nur ganz wenige Fotos. Herr Schwind hat uns jetzt zahlreiche Fotos geschickt, das letzte stammt aus dem Jahre 1937: Auf ihm sind die Brüder Siegmund und Sally Schoenewald mit ihren Frauen während eines Ferientaufenthalts zu sehen. Der Kontakt wird fortgesetzt.
- Ein Filmteam aus Los Angeles möchte einen Dokumentarfilm zu jüdischem Leben nach 1930 in unserer Region drehen. Drei Leute waren als Vorhut hier, um zu recherchieren. Hubert Schneider betreute die Gruppe, verwies sie anschließend an Ralf Piorr in Herne.
- Anlässlich des 150. Jahrestages der Parteigründung publizieren die Bochumer Sozialdemokraten ein Buch: Bochumer Profile.

Die ersten 150 Jahre Sozialdemokratie. Hubert Schneider schrieb 2 Artikel: Zu Nora Block-Platiel und zu Dr. Carl Rawitzki.

- An 18. April 2013 vor 50 Jahren starb der Ehrenbürger der Stadt Bochum, Dr. Carl Rawitzki. Aus diesem Anlass hielt Hubert Schneider an diesem Tag einen Vortrag im Stadtarchiv. In erweiterter Form wird der Text im nächsten Heft der „Bochumer Zeitpunkte“ veröffentlicht.
- Das jüdische Museum in Dorsten plant eine Ausstellung und eine Veröffentlichung zum Thema „Juden in der Kommunalpolitik“. Hubert Schneider hat hierfür einen Artikel über den Bochumer Kommunalpolitiker Dr. Carl Rawitzki geschrieben.
- In diesen Tagen wird die 3. Stele des von der Evangelischen Stadtakademie initiierten Stationenweges an der Bochumer Goethestraße aufgestellt: Juden in der Goethestraße. Sie ist von Lehrern und Schülern der Goethestraße mit Materialien aus dem Archiv unseres Vereins erarbeitet worden. Das wird auch auf der Stele vermerkt. Geplant ist, die nächste Stele am Springerplatz – früher Moltkemarkt – aufzustellen.
- Einen hohen Stellenwert hat für uns nach wie vor der Kontakt mit den Überlebenden der alten Bochumer jüdischen Gemeinde. Briefwechsel und viele Telefonate zeugen davon. Sehr willkommen ist unser jährlich zum jüdischen Neujahrsfest verschicktes Mitteilungsblatt: Die Reaktionen zeigen, dass es gelesen wird. Diese Kontakte führen auch immer wieder dazu, dass uns Dokumente zu einzelnen Familiengeschichten zugänglich gemacht werden.
- Im Rahmen unserer Möglichkeiten beteiligen wir uns an Aktionen, wenn es um Öffentlichkeitsarbeit geht, die sich gegen Ausländerfeindlichkeit, Rechtsradikalismus und Neonazis richten. Einige Mitglieder unseres Vereins sind sehr aktiv im „Bochumer Bündnis gegen Rechts“.

(Hubert Schneider)

Das Projekt „Stolpersteine“

Am 21. September 2012 wurden in Bochum und Wattenscheid durch den Kölner Künstler Gunter Demnig wieder 10 Stolpersteine verlegt. Inzwischen liegen vor den ehemaligen Häusern und Wohnung der ermordeten Menschen, zumeist Bochumer Juden, im Stadtraum Bochum 159 Steine. Während einer Veranstaltung im Stadtarchiv am 7. November 2012 stellten die „Paten“ ihre Rechercheergebnisse vor. Sie können im Internet nachgelesen werden.

www-bochum.de/Stolpersteine

Wir nennen hier die Namen der Menschen, derer mit den 2012 verlegten Steine gedacht wird, ebenso die Orte, an denen die Steine verlegt wurden.

Name:	Ort:
Feigmann, David	Querenburger Straße 15
Feigmann, Guenter	Querenburger Straße 15
Feigmann, Harald	Querenburger Straße 15
Feigmann, Klara	Querenburger Straße 15
Feigmann, Waldemar	Querenburger Straße 15
Marcus, Hugo	Hattinger Straße 776
Marcus, Johanna	Hattinger Straße 776
Rath geb. Rath, Stephanie	Brückstraße 51
Spiero geb. Spiero, Elise	Alter Marktplatz - WAT
Wahle, Heinrich	Ecke Westring/Alleestraße

(Hubert Schneider)

Eine würdige Mahn- und Gedenkstätte für die Wattenscheider Opfer des Holocaust

Seit 1551 ist jüdisches Leben in Wattenscheid dokumentiert durch den „Clevischen Schutzjuden Seligmann“ „Ihre Zahl ist zunächst gering. 1642 werden in der Freiheit zwei jüdische Familien gezählt, 1728 sind es schon 10 Familien. Um 1834 zählt die jüdische Gemeinde im Amt 102 Mitglieder, das waren 2% der Gesamtbevölkerung.“ „Durch "Allerhöchste Kabinettsorder vom 27.12.1827" wird ihnen von Friedrich Wilhelm III. die Erlaubnis zum "Erwerb von Grundeigentum behufs des Baues einer Synagoge" erteilt. Ausdrücklich wird angeordnet, das jüdische Gotteshaus so zu errichten, dass "es ein wenig außerhalb der Freiheit zu liegen habe und als Synagoge nicht kenntlich zu machen sei". Abraham Koppe, der damalige Vorsteher der jüdischen Gemeinde, kauft in ihrem Auftrag ein Gebäude am Rande der Freiheit, südlich der Oststraße zwischen der Katharinengasse und Braugasse. 1829 wird die Synagoge eingeweiht. Am 10. Nov. 1938 – einen Tag nach der Pogromnacht - wurde sie angezündet und zu 85 Prozent zerstört. Die restlichen Grundmauern bildeten bis Ende der siebziger Jahre das Fundament einer Lagerhalle.

Damit endete erst einmal, was öffentlich an jüdisches Leben in Wattenscheid erinnerte.

Auf dem Gelände der Synagoge und dem angrenzenden Areal entstand eine neue Wohnbebauung, die von der Oststraße durch einen Torbogen zugänglich ist. Viele Jahre haben Wattenscheider BürgerInnen durch Anträge an den Rat der Stadt und die Bezirksvertretung versucht, den Ort, an dem die Synagoge gestanden hatte, durch ein Denkmal zu würdigen, was aber zunächst aus finanziellen Gründen abgelehnt wurde. Die Stadt brachte 1990 lediglich an einer Seite der Passage zum Brauhof eine Tafel an, die in deutscher und hebräischer Schrift an die Zerstörung 1938 erinnerte. Diese Tafel wurde immer wie-

der beschädigt und beschmiert. Nach den Gedenkveranstaltungen zum Pogrom im November wurden oft die Kränze angezündet. Diese Situationen und die unangemessene Gedenktafel ließen vor allem Mitglieder der Antifaschisten und des Wattenscheider Bürgervereins nicht ruhen. 2007 forderte der 79-jährige Hannes Bienert, Mitbegründer der Wattenscheider Antifaschisten und der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten (VVN), in einem Bürgerantrag eine würdige Gedenkstätte auf dem hinter der Passage gelegenen Nivellesplatz, dem Innenhof der neuen Wohnbebauung. Dem Antrag lagen genaue Vorstellungen über die Gedenkstätte bei. Sie sollte eine Darstellung der Synagoge zeigen, sowie die Namen aller 87 bekannten Wattenscheider Opfer des Holocaust und die Aufforderung aus einem Gedicht von Stephan Hermlin: **"Die Erinnerung muss das Vergessen besiegen"**. Bei der Mehrheit in der Bezirksvertretung fanden die Ideen Zustimmung. Durch die Kulturverwaltung wurden erste Kosten ermittelt, die um 10.000 € lagen. Damit dieses Mahnmal nicht an der schwierigen finanziellen Lage der Stadt scheitern sollte, wurden Buttons verkauft, Bittbriefe an heimische Unternehmen versandt und aktiv Spenden gesammelt.

In einer besonderen Veranstaltung zum 9. November 2008 zum 70. Jahrestag der Reichspogromnacht wurden in einem Benefizkonzert mit Lesungen in der Friedenskirche weitere Gelder gesammelt. Mitglieder der Bochumer Symphoniker spielten Stücke der beiden jüdischen Komponisten Hans Krása und Gideon Klein, die diese im KZ Theresienstadt komponiert hatten. Ulrike Migdal, Bochumer Schriftstellerin, las aus ihrem Buch, „Wann wohl das Leid ein Ende hat" in dem sie aus Briefen und Gedichten von Ilse Weber zitierte, die diese in Theresienstadt geschrieben hatte.

Eine Kommission aus Initiatoren, Jüdischer Gemeinde, Stadtverwaltung und Heimatverein hatten sich inzwischen auf den Ort und die Entwürfe geeinigt. Die Kosten von

nunmehr ca. 8000 Euro sollten nach Vorstellung der Verwaltung gedrittelt werden: Kulturamt, Bezirksvertretung, Antifa.



Die drei Stelen aus Glas: in der Mitte ein Bild der alten Synagoge, rechts und links mit den Namen der ermordeten jüdischen WattenscheiderInnen

Aufgenommen am Pogrom-Gedenntag 9. Nov. 2012

Hannes Bienert hatte ursprünglich gehofft, die Gedenkstätte zum 70 Jahrestag der Pogrome 2008 realisieren zu können. Als nun die Zuschüsse der Stadt u. a. aufgrund einer drohenden Haushaltssperre auf sich warten ließen, machte er sich erneut und unermüdlich ans Spendensammeln. Ca. 3000 Euro waren inzwischen zusammen gekommen, aber der größte Teil fehlte, den letztendlich die Wattenscheider Glasfirma Nowak als Sachleistung spendete; sie fertigte die Stelen. Auf eine ganz besondere Geschichte zur Erstellung der Stelen weist Stefan Nowak hin. Die eine der drei Stelen konnte nur angefertigt werden mit einer „hypermodernen, gigantischen Maschine“ mit der es möglich war, „das einzig noch erhaltene Bild der Wattenscheider Synagoge auf eine der drei gläsernen Stelen zu projizieren“ Von diesen Maschinen gibt

„es auf der ganzen Welt nur eine Handvoll“. Und diese Maschine kommt aus Israel! Mit Hilfe von Sach- und Geldspenden von Firmen und vielen ‚Kleinspendern‘ gelang es schließlich, die Gedenkstätte ganz ohne öffentliche Gelder zu finanzieren. Endlich im Jahre 2009 konnten die drei gläsernen Stelen mit dem Foto der Synagoge und den Namen der 87 Opfer eingeweiht werden. Oberbürgermeisterin Dr. Scholz wies darauf hin „Diese Stelen sind nicht nur Erinnerung an das dunkelste Kapitel der deutschen Geschichte, sondern sie stehen zugleich für vorbildliches bürgerschaftliches Engagement.“ Der israelische Botschafter sah „ihre Bedeutung ... nicht nur im unmittelbaren Zusammenhang der ehemaligen jüdischen Gemeinde Wattenscheids, sondern im Zusammenhang mit der Aufarbeitung der jüdischen Geschichte in Deutschland und innerhalb des komplexen Zusammenlebens aller Menschen.“ Er bekräftigte, dass die Stelen „weit über Wattenscheid hinausweisen“. Der Vorstand der jüdischen Gemeinde Bochum, Herne, Hattingen hoffte, „dass dieses ein Ort zur Verständigung und zum gegenseitigen Verständnis der jüdischen und nichtjüdischen Bürger Wattenscheids und Bochums wird“.

Inzwischen finden die Gedenkveranstaltungen zum 9. November an dieser sehr beeindruckenden Mahn- und Gedenkstätte statt. So konnte 2010 das erste Mal wieder ein „Minjan“ abgehalten werden (wir berichteten 2011 in unserem Mitteilungsblatt darüber.) Regelmäßig berichten überlebende Mitglieder der neuen Gemeinde, die v. a. aus der Ukraine kommen, bei diesen Veranstaltungen von ihren leidvollen Erfahrungen aus dem Holocaust, schaffen mit Gesängen ihrer Heimat eine intensive Atmosphäre.

(Günter Nierstenhöfer)

Dritte Biennale zeigt Vielfalt jüdischer Kultur

Von Bochum über das Ruhrgebiet nach Ostwestfalen

Nordrhein-Westfalen ist in den letzten zwanzig Jahren fast unbemerkt zu einem neuen Zentrum jüdischen Lebens in Deutschland geworden. Dazu hat die Einwanderung von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion geführt, deren Zahl in keinem anderen Bundesland größer ist als hier. Rund 50.000 jüdische Kontingentflüchtlinge haben sich zwischen Rhein und Weser angesiedelt, die meisten davon im Ruhrgebiet. Dadurch sind die jüdischen Gemeinden von Duisburg bis Unna und von Münster bis Minden seit 1990 teilweise sprunghaft gewachsen. Heute hat das jüdische Leben in vielen Städten unseres Landes wieder eine Zukunft.

Das Evangelische Forum Westfalen hat auf diese Entwicklung reagiert. Ausgehend von einem Langzeitprojekt der Evangelischen Stadtakademie Bochum, das sich bereits in den 1990er Jahren der jüdischen Kultur des Ruhrgebiets widmete, wurde im Jahr 2008 die „Biennale: Musik der Synagoge“ ins Leben gerufen. Damals umfasste das Programm lediglich drei Konzerte in Bochum und Gelsenkirchen. Mit der erfolgreichen Teilnahme am Programm der Kulturhauptstadt RUHR.2010 entwickelte sich daraus die „Biennale: Musik & Kultur der Synagoge“ mit Veranstaltungen im ganzen Ruhrgebiet. Die beiden Leiter der „Ruhr.2010 GmbH“, Fritz Pleitgen und Oliver Scheytt, regten an, das Angebotsspektrum zu erweitern und die jüdische Kultur in der ganzen Breite mit einzubeziehen. Der Erfolg gab ihnen recht.¹

Mit dieser Ausweitung erlebte die Biennale nun von November 2012 bis Mai 2013 eine Neuauflage. Aufgeteilt in drei Zyklen hat das bundesweit einzigartige Kulturfestival mit seinen 34

Veranstaltungen eindrucksvolle Begegnungen mit der großen Tradition deutsch-jüdischer Kultur ermöglicht.

Symposium für Rabbiner Henry G. Brandt

Erstmals war das Festival Anfang November vergangenen Jahres auch in Ostwestfalen zu Gast. Denn zu Beginn der 3. Biennale würdigte das Evangelische Forum Westfalen den früheren Landesrabbiner von Westfalen-Lippe, Dr. Henry G. Brandt, mit einem Symposium anlässlich seines 85. Geburtstages. Brandt hat sich um die jüdische Gemeinschaft in Westfalen verdient gemacht. Bis heute liegt ihm das religiöse ebenso wie das kulturelle Leben am Herzen. Mit auf seine Initiative geht die Gründung des Chors „Bat Kol David“ (Echo der Stimme Davids) im Jahr 1996 zurück. Durch diesen Chor des Landesverbands der Jüdischen Gemeinden in Westfalen und Lippe hat Brandt nachhaltig dazu beigetragen, den jüdischen Einwanderern die synagogale Musik des liberalen Judentums in Westeuropa nahe zu bringen. Die aus der ehemaligen Sowjetunion stammenden Chormitglieder nahmen die Anregung begeistert auf und verstehen sich heute als Vermittler sowohl der großen historischen Tradition als auch moderner jüdischer Musik. Bei zwei Konzerten im 3. Zyklus der Biennale im April und Mai 2013 begeisterte der Chor sein Publikum in Hattingen und Essen.

Das Auftaktkonzert am 4. November 2012 in der Bielefelder Synagoge mit liturgischer Musik aus drei Jahrhunderten wurde allerdings nicht von dieser jüdischen Formation gestaltet, sondern vom Kammerchor der Universität Münster. Unter der Leitung von Universitätskantorin Prof. Ellen Beinert übernahm der Bielefelder Kantor Paul Yuval Adam die solistischen Partien, an der Orgel begleitet von Daniel Ladermann. Der Bogen der dargebotenen Werke reichte von der Spätrenaissance des 17. Jahrhunderts (Salomone Rossi, jüdischer Hofmusiker in Mantua) über die großen Komponisten des 19. Jahrhunderts (Salomon Sulzer, Louis Lewandowski und Samuel Naumbourg) bis zum „Kiddusch“ des Kantorensohns Kurt Weill.

¹ Vgl. dazu meinen Bericht: Musik der Synagoge neu entdecken. Biennale 2010 „Musik & Kultur der Synagoge“ im Ruhrgebiet, in: *Erinnern für die Zukunft*. Mitteilungsblatt des Bochumer Bürgervereins, Nr. 14, September 2010,

Am 5. November schloss sich eine Tagung – Rabbiner Brandt zu Ehren – im Landeskirchlichen Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen in Bielefeld-Bethel an. Thema: Jüdische Vielfalt im östlichen Westfalen. Als Einstieg in die wechselvolle Geschichte gab Prof. Dr. Diethard Aschoff, der Nestor der jüdischen Geschichtsschreibung in Westfalen, einen anschaulichen Überblick. „Mutterstadt“ für die westfälischen Juden war Köln; den „Brückenkopf“ bildete die jüdische Gemeinde in Dortmund. Nach und nach siedelten sich Juden auch in Soest, Münster und Minden an. Nach den schlimmen Pogromen im Gefolge der Pest von 1349/50 zogen die überlebenden Juden aus den Städten in ländliche Bereiche - u.a. des Münsterlands, der Sauerlands und Ostwestfalens - , soweit sie es nicht vorzogen, nach Osteuropa auszuwandern.

Schwerpunkte der Tagung waren die wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Verhältnisse der Juden in der beginnenden Neuzeit (dargestellt von Dr. Dina van Faassen am Beispiel des Hochstifts Paderborn), die Wohn- und Lebensverhältnisse des Landjudentums in Ostwestfalen-Lippe vom 18. bis zum 20. Jahrhundert (illustriert durch die Geschichte jüdischer Häuser von Dr. Heinrich Stiewe) und die Geschichte der Ostjuden von 1900 bis zur Gegenwart (nachgezeichnet von PD Dr. Ludger Heid). Das Tagungsprogramm wurde abgerundet durch Einblicke in die Überlieferung jüdischer Genealogien (Dr. Bettina Joergens), durch Vorstellung des „Handbuchs der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe (Prof. Dr. Franz Josef Jakobi) und eines Projekts der Erinnerungskultur in Herford (Stadtarchivar Christoph Laue, M.A.). Dass die Tagung sowohl für Fachleute wie interessierte Laien ein Gewinn wurde, verdankte sich nicht zuletzt der ebenso kundigen wie geschickten Moderation von Dr. Jens Murken, dem Leiter des Landeskirchlichen Archivs der Evangelischen Kirche von Westfalen.



Erster Zyklus: Schwerpunkt Bochum

Der geographische Schwerpunkt der Konzerte und Vorträge des ersten Zyklus lag allerdings in Bochum, versteht sich doch die Biennale als ein „Bochumer Gewächs“, das an den bedeutenden jüdischen Kantor Erich Mendel erinnern will, der zwischen 1922 und 1939 in Bochum wirkte und nach seiner erzwungenen Emigration in den USA eine bedeutende Rolle als Lehrer und Sammler jüdischer Musik spielte.² Das Eröffnungskonzert fand deshalb am 1. November 2012 in der Christuskirche am Bochumer Rathaus statt. Dabei wurde auch ein inhaltlicher Schwerpunkt der Konzertreihe in den Mittelpunkt gerückt: die Orgel.

² Vgl. dazu Manfred Keller, Der Bochumer Kantor Erich Mendel und die „Biennale: Musik & Kultur der Synagoge“, in: Festschrift Hans Jaskulsky zum 60. Geburtstag, Berlin 2010, S. 59 – 78.

Alexandra Khariakova, Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Unna, und Dr. Manfred Keller, Leiter der Biennale, stellen in der Synagoge Unna das Programm des 2. Zyklus vor

Denn zu den Neuerungen der dritten „Biennale: Musik & Kultur der Synagoge“ zählten mehrere Veranstaltungen rund um die „Orgel in der Synagoge“. Damit sollte ein in der Nachkriegszeit nahezu völlig in Vergessenheit geratenes Kapitel der jüdischen Musikgeschichte beleuchtet werden. Daneben waren im Verlauf des Festivals Kompositionen zu hören, die – ausgehend von der jüdischen Liturgie – für den Konzertsaal geschaffen wurden. Auch diese Werke werden hierzulande sehr selten aufgeführt.

Das erste Thema – die Orgel in der Synagoge – war zunächst Gegenstand eines Vortrags im Paul-Spiegel-Saal der neuen Synagoge Bochum. Dr. Achim Seip, Orgelsachverständiger in den Bistümern Mainz und Limburg sowie Lehrbeauftragter an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Frankfurt/Main, gab einen umfassenden Einblick in die fast vollständig versunkene Welt der Synagogenorgeln. Um 1900 besaßen die Synagogen der meisten Großstädte in Deutschland eine Orgel. Die Bochumer Synagoge verfügte über eine Orgel von Wilhelm Sauer (Frankfurt/Oder), die mit ihrem weichen „romantischen“ Klang für die synagogale Orgelmusik besonders geeignet ist. Ein solches Instrument steht heute noch in der Altenbochumer Lukaskirche. Deswegen wurde hier auch ein Konzert mit Orgelwerken jüdischer Komponisten veranstaltet. KMD Johannes Vetter aus Bielefeld, der sich seit Jahren dieser Musik widmet, spielte Werke u.a. von Jaromir Weinberger, Heinrich Schalit und Hermann Berlinski. Das Programm war das Echo einer verschütteten Tradition.

Mit den genannten Komponisten berührte das Konzert in Altenbochum zugleich den zweiten Themenbereich, die Musik jüdischer Komponisten, die für den Konzertsaal geschaffen wurde, aber von der synagogalen Tradition inspiriert ist. Dafür stehen Namen wie Ernest Bloch (1880 – 1959) und Paul Ben Haim (1897 – 1984). Deren Werke standen am 18. November 2012 auf dem Programm eines virtuosen Konzerts mit Kammermusik unter dem Titel „Niggun – Melodie ohne Worte“ im Gemeindehaus an der Stiepeler Dorfkirche. Es konzertierten

der Geiger Wolfgang Jellinek und der Cellist Gregor Pfisterer aus Tübingen und der Pianist Alexander Plotkin aus Freiburg. Das musikalische Programm wurde von Texten begleitet, die nicht nur mit Leben und Werk der beiden Komponisten vertraut machten. Deutlich wurde auch, dass die selten aufgeführten Werke zwar der Tradition jüdisch-sakraler Musik entstammen, aber in der Tonsprache der europäischen Kunstmusik verpflichtet sind. Wolfgang Jellinek zitierte in seinem Vortrag auch den Bochumer Kantor Erich Mendel, der in einem Aufsatz die Niggunim als „Melodien ohne Worte in der Liturgie“ beschreibt, die „all dem Ausdruck verleihen, was Worte nicht zu sagen vermögen.“³

Zweiter Zyklus: Schwerpunkt Landkreis Unna

Nach dem Start im Ruhrgebiet und in Ostwestfalen wurde die „Biennale: Musik & Kultur der Synagoge“ im Kreis Unna fortgesetzt. Kooperationspartner des Evangelischen Forums Westfalen waren der Evangelische Kirchenkreis Unna, die Jüdische Gemeinde haKochaw Unna und die Volkshochschule Selm.

Der zweite Zyklus begann mit der Eröffnung der Wanderausstellung „Die Synagoge – Schnittpunkt jüdischen Lebens“ im Kreiskirchenamt Unna. Auf rund 30 Schautafeln und durch zahlreiche Exponate sind in der Präsentation des Jüdischen Museums Westfalen Aufgabe und Bedeutung der Synagoge von ihren geschichtlichen Anfängen im Israel der Antike bis in die Gegenwart dargestellt. Neben mittelalterlichen Synagogen aus Worms und Speyer werden Prachtbauten aus dem 19. und 20. Jahrhundert, aber auch schlichte Gebäude und Landsynagogen dokumentiert. Eine weitere Ausstellung widmete sich vom 1. bis 19. März im Bürgerhaus in Selm unter dem Motto „Gebauter Aufbruch“ den neuen Synagogen in Deutschland. Die Ausstellung war eine Leihgabe der Stiftung Baukultur

³ Erich Mendel, Niggunim – eine Plauderei über jüdische Melodien, in: Erich Mendel / Eric Mandell, Zwei Leben für die Musik der Synagoge, hg. von Manfred Keller. Mit einer Studie von Ronna Honigman, 2006, S. 143 f.

Rheinland-Pfalz. Neben den farbigen Ausstellungstafeln der neuen Gebäude hingen in schwarz-weiß die Fotos der zerstörten Vorgängerbauten, ein eindrucksvolles Kapitel der Verlustgeschichte, die das Zusammenleben von Juden und Christen belastet.

Wie Synagogen entstanden und wie sie aufgebaut sind, lernten die Besucher der Biennale in den Ausstellungen. Eindrücke davon, was in den Synagogen gelehrt und gelebt wird und wie sie „klingen“, vermittelten die Wortbeiträge – u.a. ein Seminar mit jüdischen Gelehrten - und drei höchst unterschiedliche Konzerte.



Im Eröffnungskonzert des zweiten Zyklus „L’Dor wa Dor - von Generation zu Generation“ erklang in der Evangelischen Stadtkirche Unna europäische und amerikanische Synagogalmusik des 19. und 20. Jahrhunderts. Die synagogale Reise führte von Kompositionen Lewandowskis zu osteuropäischen Chasanut von Ismar Schorr, Shlomo Rawitz, Adolph Katchko und bis nach Amerika mit Stücken von Kurt Weill, Ben Steinberg und Meir Finkelstein.

Zwei weitere Konzerte folgten am 17. Februar und am 3. März. In der Synagoge in Unna gastierte am Sonntag, 17. Februar, das Vokalensemble „Feyne Töne“ aus Wuppertal, Leitung von Monika Fey. Unter dem Motto „Den Sabbat in die Herzen singen - Häusliche und synagogale Musik zum Shabbat“ unterstrich „Feyne Töne“ musikalisch die einzigartige Bedeutung des Shabbat durch die sogenannten Sabbatlieder. Darunter nehmen die „Semirots“, die häuslichen Sabbatlieder, eine besondere Stellung ein. Sie erklingen im jüdischen Haus am Freitagabend, am Samstagmittag und am Sabbatausgang zu den Mahlzeiten und besonders auch im synagogalen Gottesdienst. 1937 hat der später in Auschwitz ermordete Arno Nadel seine Sammlung „Die häuslichen Schabbatgesänge – semirots schabbat“ herausgegeben. Der Bochumer Kantor Erich Mendel, dessen Todestag sich am 6. Februar 2013 zum 25. Mal jährte, war mit Arno Nadel eng befreundet. Auf die Bedeutung Arno Nadels, der Musiker, Schriftsteller und Maler war, ging Manfred Keller in seiner Moderation ausführlich ein. Das Werk dieses vielseitigen Künstlers sollte auch künftig in der „Biennale: Musik & Kultur der Synagoge“ vorgestellt werden.

Am Sonntag, 3. März, gastierte in der Dorfkirche Bausenhagen in Fröndenberg das Ensemble „Vocalitas“ aus Bad Segeberg unter der Leitung von Kantor Dieter Podszus. Auf dem Programm standen „Gesänge der Synagoge, jiddische und internationale Folklore“. Podszus, Kantor der beiden Jüdischen Gemeinden in Bad Segeberg und Unna, hat in seiner Segeberger Gemeinde vor acht Jahren den Frauenchor „Vocalitas“ gegründet. Das Repertoire des Chores reicht von liturgischen Gesängen der Synagoge mit mehrstimmigen Choralätzen aus sieben Jahrhunderten über hebräische und jiddische Lieder bis zur klassischen, internationalen Folklore.

Seminare und Gespräche zur jüdischen Theologie und zur aktuellen Entwicklung der jüdischen Gemeinden in Deutschland sind integrale Bestandteile des Biennale-Konzepts. In diesen Komplex gehörte am Montag, 11. Februar 2013 („Ro-

senmontag“!), ein theologisches Seminar zum Thema „Alte und neue Vielfalt - das Verständnis der Thora in unterschiedlichen Richtungen des Judentums“ in der Synagoge Unna. Trotz des „exotischen“ Termins füllten über hundert Teilnehmende das „jüdische Lehrhaus“ in Unna-Massen. Referenten waren die liberale Rabbinerin Irith Shillor aus London, der orthodoxe Rabbiner Jaron Engelmayer aus Köln und der jüdische Historiker Dr. Uri Kaufmann, Leiter der Alten Synagoge Essen. Kaufmann gab einleitend einen Überblick über die Entwicklung verschiedener jüdischer Thora-Auslegungen, insbesondere seit dem 19. Jahrhundert. Ausgehend von den „Dreizehn Glaubensartikeln“ des Moses Maimonides (12. Jh.) beschrieb danach Jaron Engelmayer, wie orthodoxe Juden die Texte der Thora sehen. Irith Shillor machte die Unterschiede zwischen orthodoxer und liberaler Auslegung an ausgewählten Texten des ersten Buchs der Bibel deutlich. Anschließend kamen Referenten und Teilnehmer in getrennten Gesprächsrunden ins Gespräch, ein direktes Streitgespräch wurde (noch) nicht gewagt. Wie brisant die Unterschiede zwischen den Richtungen jüdischer Frömmigkeit in Deutschland gegenwärtig sind, wurde dennoch deutlich.

Die aktuelle Situation der jüdischen Gemeinden war darum folgerichtig das Thema eines Abendgesprächs am 6. März in der Alten Synagoge Selm-Bork mit Alexandra Khariakova, der Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde „haKochaw“ in Unna. Höchst anschaulich erzählte die gebürtige Ukrainerin von den Konflikten um die Gründung einer liberalen jüdischen Gemeinde.

Den Abschluss des zweiten Zyklus und zugleich den Auftakt des dritten Zyklus der „Biennale: Musik & Kultur der Synagoge“ bildete am Sonntag, 7. April, eine ganztägige Exkursion zu neuen Synagogen an Rhein und Ruhr, gemeinsam angeboten von der Volkshochschule Selm und dem Evangelischen Forum Westfalen. Stationen waren Recklinghausen, Bochum – mit Einkehr im Restaurant „Matzen“ – und Duisburg.

Dritter Zyklus: Ruhrgebiet und Ostwestfalen

Der abschließende dritte Zyklus führte noch einmal in die Kernstädte des Ruhrgebiets und nach Ostwestfalen. In den Monaten April und Mai 2013 bot das Programm in Herford und Höxter sowie in Bochum, Essen, Hattingen und Herne insgesamt 15 sehr unterschiedliche Veranstaltungen: Konzerte, Vorträge, Ausstellungen mit Einführungsvorträgen und Führungen, einen theologischen Gesprächsabend, einen musikalischen Workshop sowie eine Tagung über „Jüdische Kultur in Westfalen“.

Die Besonderheit der Konzerte in der „Ruhrgebietschiene“ war die „Regionalität“ der ausführenden Künstler. Sie sind alle im Ruhrgebiet und benachbarten Regionen zu Hause, allerdings größtenteils als jüdische Einwanderer. Das gilt für den Dortmunder Chor „Bat Kol David“ und den Chor „Masel Tov“ der Jüdischen Gemeinde Wuppertal. Dazu gesellten sich als einheimische Partner die Essener Kantorei und das Ensemble „mendels töchter“. Im Konzeptpapier des Projekts von 2007/2011 heißt es: „Die ‚Biennale: Musik & Kultur der Synagoge‘ will auch die Basisarbeit in den jüdischen Gemeinden unterstützen, indem sie den musikalischen Kräften jeder einzelnen Gemeinde Förderung zuteil werden lässt und Aufführungsmöglichkeiten schafft. Sie kann darüber hinaus – beim Einsatz entsprechender Mittel – durch Workshops auch Fortbildung in Chorgesang sowie in Leitung und Begleitung der synagogalen Gesänge bieten.“

Dieses Ziel verfolgten die Konzerte von „Masel Tov“ in der Bochumer Synagoge und von „Bat Kol David“ in Hattingen. Erfreulich, dass beide Veranstaltungen auch von zahlreichen Mitgliedern der Jüdischen Gemeinden besucht wurden. Großen Zuspruch fand ebenfalls das gemeinsame Konzert des Dortmunder Chors mit der Essener Kantorei in der Alten Synagoge Essen unter der Überschrift „Von Mendelssohn-Bartholdy zur Jüdischen Liturgie heute“.

Zu einer Begegnung mit der westeuropäischen Musiktradition der Synagoge bei den jüdischen Einwanderern aus Osteuropa gestaltete sich der Workshop mit liturgischen Stücken der Shabbat-Gottesdienste in Wuppertal. Eingeladen waren ausschließlich die Mitglieder der Synagogengemeinde. Chorleiterin Rokella Verenina hatte sieben liturgische Lieder – von „*Ma tovu*“ bis „*Adon olam*“ – ausgewählt und dem Anlass entsprechend neu arrangiert. Vor dem gemeinsamen Üben übersetzte und erklärte Ruth Tutzing, die Vorsitzende des Gemeinderats, die ausgewählten Stücke und beschrieb ihren Ort in den Gottesdiensten am Shabbat. – Wie gut das Experiment angekommen ist, geht aus dem Bericht in der Gemeindezeitung hervor. Darin heißt es zu Beginn: „Trotz besten Wetters waren an diesem Sonntag mehr als 30 Mitglieder und Freunde der Gemeinde dem Aufruf gefolgt und fanden sich sichtbar gut gelaunt im Saal der Synagoge ein. Unter den Teilnehmern fanden sich erwartungsgemäß einige Sänger aus dem Gemeindechor „*Masel Tov*“, aber auch viele, die einfach nur Freude am Singen haben und noch genauer über die Lieder des Schabbats Bescheid wissen wollten.“ Das Fazit am Schluss des Artikel macht Mut zur Wiederholung: „Weil das Programm so abwechslungsreich und kurzweilig gestaltet war, waren die drei Stunden wie im Fluge vorbei. Zum Abschluss wurden alle sieben neu eingeübten Stücke in der entsprechenden Reihenfolge noch einmal hintereinander weg gesungen – zu unserer aller Zufriedenheit. Frau Tutzing und Frau Verenina dankten Herrn Dr. Manfred Keller, dem Projektleiter der Biennale, der die Veranstaltung ermöglicht hatte. ... Singen macht glücklich. Das konnten wir auch an diesem Nachmittag noch einmal erfahren.“⁴

In Herne und Hattingen fanden im dritten Zyklus Veranstaltungen mit Unterstützung der Kommunen statt. In Herne ermöglichte das Kulturbüro der Stadt Herne ein Konzert des Ensem-

bles „mendels töchter“ in der Künstlerzeche „Unser Fritz“. In Hattingen übernahmen die VHS und die Kirchen die Trägerschaft für das Konzert von „Bat Kol David“. Daneben wurde hier ein biblisch-ökumenischer Gesprächsabend im „Forum Juden und Christen“ angeboten. Rabbiner Dr. David Vinitz (Wuppertal) und Pfarrer Dr. Manfred Keller (Bochum) interpretierten den „Aaronitischen Priestersegen“ aus jüdischer und christlicher Sicht.

Im selben Zeitraum ging die Biennale noch einmal nach Ostwestfalen mit drei Konzerten und einer intensiv begleiteten Ausstellung moderner Synagogen in Herford sowie einer zweitägigen Abschlussveranstaltung in Höxter.

„Überwältigende Klangpracht“ – so und ähnlich titelte die Presse in Herford und Höxter zu den Auftritten des „Synagogal Ensembles Berlin“, das den Konzerteigenen in Ostwestfalen am 14. April 2013 eröffnete und am 26. Mai beendete. Gemeinsam mit Kantor Isaac Sheffer gestaltet das Ensemble – geleitet und an der Orgel begleitet von Regina Yantian – die Gottesdienste in der Synagoge Pestalozzistraße in Berlin. An jedem Shabbat und an allen jüdischen Feiertagen wird die Liturgie in der Tradition von Louis Lewandowski musiziert. In der Herforder Stiftbergkirche und der Höxteraner Marienkirche stellte sich das Ensemble als ein zwar kleiner Chor vor, der aber durch seine Klangfülle und die hervorragend geschulten Stimmen beeindruckte.

Tief beeindruckt waren die Zuhörer auch bei den Konzerten des Ensembles „mendels töchter“ in Herford. Die Evangelische Mariengemeinde Stiftberg hatte bereits am Nachmittag ein Vorkonzert für Senioren angesetzt, bevor am Abend zum Hauptkonzert in die Herforder Synagoge eingeladen wurde, deren Saal bis auf den letzten Platz gefüllt war. Die Presse lobte die musikalische Qualität der Liedbearbeitungen und der Interpretation. „Mendels Töchter“, so heißt es in einer Konzertkritik, „gingen zwar respektvoll, aber sehr kreativ mit dem Erbe des Bochumer Kantors um. Der instrumentale Part ist

⁴ Sandra Schmiedel, Ein interessanter Nachmittag zur Musik der Synagoge, in: Unsere Gemeinde. Gemeindeblatt der Jüdischen Kultusgemeinde Wuppertal, Nr.6 / Juni 2013, S. 8

meist sehr schlicht gehalten, der Klaviersatz immer zart und aufgelockert. Es ist eine Art Meditationsmusik, nur ohne die dabei üblich gewordenen elektronischen Effekte, stattdessen mit sparsam eingesetzter Percussion unterfüttert.“⁵

Das starke Publikumsinteresse der Herforder Veranstaltungen verdankt sich zu einem nicht geringen Teil dem guten Zusammenwirken der lokalen Partner: Jüdische Gemeinde Herford-Detmold, Evangelische Kirche, Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und Sparkasse Herford, die sowohl zwei der Konzerte als auch die Ausstellung zur Architektur neuer Synagogen großzügig förderte. Gemeinsam traten Vertreter dieser Institutionen bei der Eröffnung der Synagogen-Ausstellung in der Hauptstelle der Sparkasse auf. Die Ausstellung der Mainzer „Stiftung Baukultur“ war vor Ort durch Tafeln der neuen Herforder Synagoge ergänzt worden. In zwei Abendveranstaltungen wurden im Ausstellungsraum Vorträge zur Geschichte und Architektur der Synagogen gehalten. Außerdem stand Gruppen und Schulklassen eine von Manfred Keller erarbeitete Power-Point-Präsentation zur Verfügung, die Kirchengemeinden und Schulen bei der Evangelischen Erwachsenenbildung Herford ausleihen konnten.

Gute und effektive Kooperation kennzeichnete auch die abschließende Zwei-Tages-Veranstaltung der „Biennale: Musik & Kultur der Synagoge“ 2012 / 2013 am 26./27. Mai in Höxter zum Thema „Jüdische Kultur in Westfalen“. Zusammen mit der Jacob Pins Gesellschaft Höxter wurde ein Programm erstellt, das jüdische Kultur in Malerei und Musik erlebbar machte und unter Anleitung von Fachleuten intensiv reflektierte. Den Einstieg gestaltete am Sonntag, 26. Mai, in einer Nachmittagsveranstaltung im Jacob Pins Forum Dr. Dieter Schuler, Gründungsmitglied und langjähriger Vorsitzender der Gesellschaft, die das Erbe des aus Höxter stammenden Malers Jacob Pins pflegt. Anschließend fand in der Marienkirche das bereits er-

⁵ Gerd Büntzly, Mendels Werk zeugt von Eleganz und Schlichtheit. Konzert in der Herforder Synagoge, in: Herforder Kreisanzeiger vom 1. Mai 2013

wähnte Konzert des Synagokal Ensembles Berlin statt „L`Dor wa Dor – von Generation zu Generation“.

Literatur, Musik, Bildende Kunst, aber auch die Architektur der Synagoge waren Facetten jüdischen Kulturlebens, die am Montag, 27. Mai, im Historischen Rathaus wissenschaftlich beleuchtet wurden. Den einführenden Vortrag zur jüdischen Geschichte Westfalens in der Neuzeit hielt der renommierte Historiker Prof. Dr. Arno Herzig aus Hamburg. Die weiteren Referenten und ihre Themen waren:

Prof. Dr. Hartmut Steinecke, Paderborn

Ein deutsch-jüdischer und deutsch-israelischer Dialog: Jenny Aloni im Briefwechsel mit Heinrich Böll. Mit Vorbemerkungen über jüdische Schriftsteller in Ostwestfalen

Prof. Dr. Jascha Nemtsov, Potsdam/Weimar

Von Seesen nach Berlin: jüdische religiöse Reform und die Entwicklung der synagogalen Musik in Deutschland 1810–1938

Dr.-Ing. Ulrich Knufinke M.A., Wolfsburg

Synagogenarchitektur im Wandel.

Beispiele aus Westfalen vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart

Zu dieser zweiten Tagung im Mai 2013 waren die Veranstalter durch das starke Echo auf die erste Tagung im November 2012 ermutigt worden. Die Erträge beider Tagungen sollen veröffentlicht werden, um sowohl den Verlust wie die hoffnungsvollen Neuansätze jüdischer Kultur deutlich zu machen.

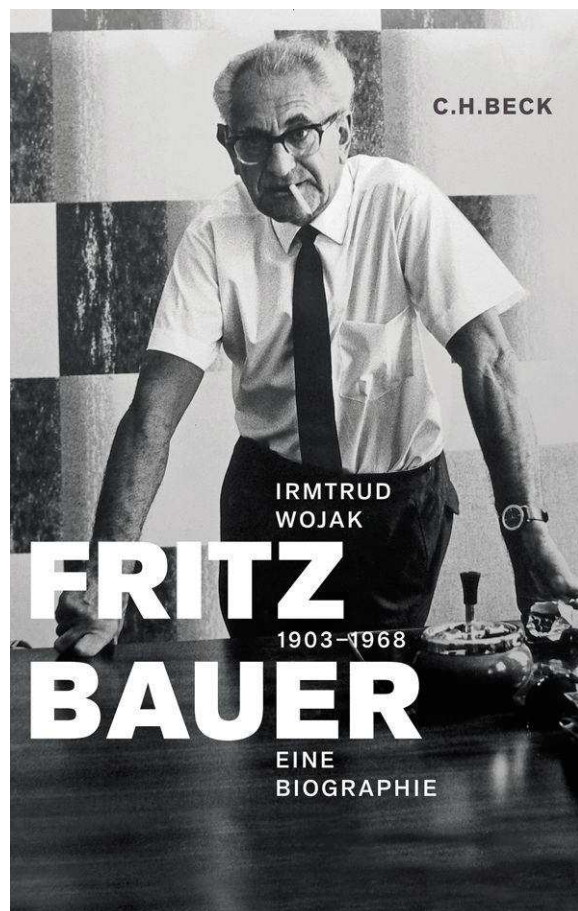
Die „Biennale: Musik & Kultur der Synagoge“ 2012/2013 wurde ermöglicht durch die Stiftung Kulturhauptstadt RUHR.2010, durch die Evangelische Kirche von Westfalen und die Stadt Bochum, die bereits vor Beginn der Veranstaltungen den größten Anteil der finanziellen Förderung bereitstellten. Der Ausbau zu einem Gesamtprogramm, wie es hier rückblickend

dargestellt wurde, war allerdings nur möglich, weil die örtlichen Partner bei fast jeder Veranstaltung finanzielle und personelle Hilfe leisteten. Auch einige der jüdischen Gemeinden – insbesondere Herford, Unna und Wuppertal – unterstützten das Projekt sehr engagiert. Dieses Zusammenwirken zählt zu den besonders schönen Erfahrungen eines Unternehmens, das für einen kleinen Verband wie das Evangelische Forum Westfalen fast „eine Nummer zu groß“ ist. Wie sehr die positive Resonanz aber den Einsatz lohnt, zeigt das Echo in den Medien, das - soweit möglich - im Internet auf der Webseite www.ev-forum-westfalen.de dokumentiert ist. Auch das Gesamtprogramm ist dort unter dem Stichwort „Projekte“ wiedergegeben.

(Manfred Keller)

Fritz Bauer (1903-1968) –

Jurist aus Freiheitssinn und Kämpfer für die Menschenrechte



Fritz Bauer war einer der bedeutendsten Juristen in der deutschen Justizgeschichte. Sein positives humanes Denken, dass er sich trotz aller Anfeindungen und allen Leids bewahrte, war die Grundlage für sein juristisches Werk und sein Handeln im besten politischen Sinne. Fritz Bauer war den Menschen zugetan. 1903 in Stuttgart geboren, wurde sein Lebensweg durch die tiefen politischen und gesellschaftlichen

Veränderungen und Einschnitte des zu Ende gehenden 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägt, von zwei Weltkriegen und dem Holocaust. Ebenso beeinflussten ihn seine jüdische Herkunft und der freie emanzipatorische Geist, der im Haus seiner Großeltern in Tübingen herrschte, der Heimatstadt seiner Mutter.¹

Die Kindheits- und Jugendjahre verbrachte Fritz Bauer in Stuttgart. Hier besuchte er das traditionsreiche Eberhard-Ludwigs-Gymnasium, hier erlebte er die Revolution von 1918/19. Aus Stuttgart zog er fort ins Studium der Volkswirtschaftslehre und Rechtswissenschaft, nach Heidelberg, München und Tübingen, und wurde in Württembergs Hauptstadt schließlich jüngster Amtsrichter Deutschlands. Als Student riss ihn die Aufbruchstimmung nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs am Ende des Ersten Weltkriegs ins politische Leben. In Stuttgart schloss er sich 1920 der Sozialdemokratischen Partei an. Bis zum letzten Tag kämpfte er für den Erhalt der Weimarer Republik.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten endete die Laufbahn des jungen Juristen jäh. Sofort wurde er 1933 ins KZ gesperrt und das nationalsozialistische „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ beendete kurz darauf sein Richteramt. Ende 1935 flüchtete der Fünfunddreißigjährige von Stuttgart nach Kopenhagen. Als die Nationalsozialisten die so genannte „Endlösung der Judenfrage“ auch dort in Gang setzten, floh er im Oktober 1943 nach Schweden, nach dem Ende des

Zweiten Weltkriegs ging er erneut nach Dänemark. Wenige Wochen vor Gründung der Bundesrepublik und der Verabschiedung des Grundgesetzes kehrte Bauer zurück, zunächst nach Braunschweig. Eine Heimkehr in sein geliebtes Schwabenland gelang ihm nicht. In der württembergischen Justiz gab es niemanden, der Fritz Bauer zurückrief. Nach einem langen

¹ Vgl. die Lebensgeschichte Bauers und hier verwendete Zitate in: Irmtrud Wojak, *Fritz Bauer 1903-1968. Eine Biographie*. München 2009.

Schwebezustand wurde er 1949 zunächst zum Landgerichtsdirektor, dann 1950 zum Generalstaatsanwalt am Braunschweiger Oberlandesgericht ernannt. 1956 berief der hessische Ministerpräsident und Justizminister Georg August Zinn (SPD) ihn in das Amt des Generalstaatsanwalts nach Frankfurt am Main. Dort wirkte er zwölf Jahre, bis zu seinem Tod 1968.

„Ich bin zurückgekehrt“, sagte Bauer selber, „weil ich glaubte, etwas von dem Optimismus und der Gläubigkeit der jungen Demokraten in der Weimarer Republik, etwas vom Widerstandsgeist und Widerstandswillen der Emigration im Kampf gegen staatliches Unrecht mitbringen zu können. [...] Ich wollte ein Jurist sein, der dem Gesetz und Recht, der Menschlichkeit und dem Frieden nicht nur Lippendienst leistet.“² Mit diesem Programm kehrte er nach Deutschland zurück, in der Hoffnung, bei einem grundlegenden Neubeginn mithelfen zu können und die geistige Revolution der Deutschen mitzubewirken. Die Auseinandersetzung mit den Wurzeln des Nationalsozialismus hielt er für unumgänglich. Wir sollten „Gerichtstag halten“ über alles, was hier inhuman war, Gerichtstag „über uns selbst“.

Haben sich Fritz Bauers Erwartungen erfüllt? Kennengelernt habe ich ihn zuerst und vorrangig als Überlebenden der NS-Verbrechen, der Fragen an uns Menschen stellte. Fritz Bauer ließ unsere Geschichte nicht ruhen. Das provozierte das schlechte Gewissen der Täter und Mitläufer des NS-Regimes, die er in den NS-Prozessen mit den Einzelheiten ihrer Verbrechen erneut konfrontierte. Er war der Generalstaatsanwalt, der Auschwitz vor Gericht brachte. Deshalb verfolgten ihn Anfeindungen und Drohbriefe bis zum Tod.

² Zitat aus einem unbetitelten Artikel von F. Bauer für die *Deutsche Post*, Jg. 14 (1962), H. 24, S. 657f.

Fritz Bauer dem Vergessen zu entreißen und den ihm gebührenden Platz in der deutschen Justizgeschichte zu verschaffen, bedeutet, das wurde mir bei den Recherchen bald klar, alte Wunden aufzureißen. Besonders bei denen, die ihn geliebt haben und die sich nach seinem allzu frühen Tod schwere Vorwürfe machten, ihn im Stich gelassen zu haben. „Was haben wir für ihn getan?“, fragte sich damals schon der frühere Ankläger beim Internationalen Nürnberger Gerichtshof, Robert M. W. Kempner (1899-1993), der Bauers drohende Resignation gespürt hatte. In dem hessischen Generalstaatsanwalt sah er den Sprecher der Ermordeten, der sich dafür einsetzte, dass die Überlebenden der Konzentrationslager, die als Zeugen zu den Prozessen nach Deutschland zurückkamen, fürsorglich betreut wurden: „Ideen, an die früher noch niemand gedacht hatte“.³

Immer wieder traten Versäumnisse und Hypothesen der juristischen Ahndung des millionenfachen Mordes in den Vordergrund der Biographie Bauers: die gescheiterte Entnazifizierung und Integration der NS-Juristen in die neue Justiz, überhaupt der ehemaligen Nazis in den Beamten- und Verwaltungsapparat – die Unwilligkeit der Justiz und Polizei, der NS-Verbrecher habhaft zu werden und den Massenmord mit den zur Verfügung stehenden juristischen Mitteln zu ahnden – die erschreckende Gehilfenrechtsprechung in den KZ- und Einsatzgruppenprozessen, die aus Massenmördern lediglich Befehlsvollstrecker und Henkersknechte, Marionetten eines verbrecherischen Regimes machte – und besonders schmerzhaft: das fehlende Mitgefühl mit den Opfern.

Fritz Bauer, dieser Eindruck ließ sich nicht beiseite schieben, war ein Außenseiter und zugleich Prophet im eigenen Land. Leben und Werk waren von zwei Weltkriegen, von Ausgrenzung, Antisemitismus und Judenvernichtung, von Abwehr und Nichtanerkennung des Leids der Opfer und Überlebenden ge-

³ Vgl. Hessisches Ministerium der Justiz (Hg.), *Fritz Bauer. In memoriam*. Wiesbaden 1969, S.25.

prägt. Ebenso sehr davon, dass seine Vision, durch historische Forschung und juristische Aufklärung zu einem besseren Verständnis unserer Vergangenheit beizutragen und damit den Ursachen von Inhumanität und Unrecht vorzubeugen, im Wirtschaftswunderland Westdeutschland unerwünscht war. Die übergroße Mehrheit wollte vergessen, so schnell wie möglich einen Schlusstrich ziehen.

Waren Bauers Bemühungen also vergeblich? Was war es eigentlich, das ihn trotzdem vorwärts trieb und nicht aufgeben ließ? Es war ein Bibelwort des Alten Testaments, das die Mutter Ella Bauer dem Knaben zur Antwort gab, als er sich, bedrängt von antisemitischen Attacken seiner Mitschüler, an sie wandte mit der Frage: „Was ist eigentlich Gott“? Fritz Bauer erinnerte sich später ganz wörtlich an diese Szene und bekannte, er habe die Antwort nie vergessen, die zur Richtschnur seines Lebens und seiner Tätigkeit wurde. Sie lautete: „Was Du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu!“ Schon in diesem frühen Moment fand wohl eine Art Berufswahl statt und fiel die Entscheidung über seine politische Existenz. Denn die damit angesprochene Devise entsprach, aktueller und politischer ausgedrückt, dem Kernsatz unserer Demokratie, wie er seit 1949 im Grundgesetz steht: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“

Nach Bauers Rechtsauffassung können Staat und Gesellschaft das Gebot der Nächstenliebe nicht zum Inhalt ihres Rechts machen. Vielmehr müssten sie sich mit einem anderen Gebot begnügen, das da lautet: „Schädige keinen anderen!“ Bei dieser Maxime, die in den Weltreligionen seit Jahrtausenden verankert ist und zu bewusstem Handeln in Form eines aktiven Unterlassens auffordert, blieb Bauer Zeit seines Lebens. Die Erfahrung, die er als Jude in Deutschland gemacht hat, bestärkte ihn darin. Bereits in der ersten Schulzeit passierte etwas, das ihn entsprechend warnte. Auf eine knifflige Lehrerfrage hatte nur der kleine Fritz zutreffend geantwortet, was die Mitschüler veranlasste, über den Primus herzufallen

und ihm vor lauter Neid vorzuwerfen: „Du und Deine Eltern, ihr habt Christus umgebracht!“ Unglücklich suchte der Knabe bei seiner Mutter Trost und, so die spätere Erinnerung: „Damals wollte ich Polizist werden, [...] Die Polizisten sind dazu da, daß niemandem Unrecht geschieht, und ich hatte das Gefühl, es geschehe mir Unrecht.“⁴

Fritz Bauer erlebte die Jahre 1918/19 als fünfzehn-, sechzehnjähriger Pennäler gemeinsam mit vielen ebenso idealistisch gesinnten Jugendlichen, die glaubten, dass mit dem Umsturz und der Revolution ein Schritt auf dem Weg der Selbsterlösung der Menschheit, ein Sieg des Geistes, der Freiheit und Gerechtigkeit will, zu erringen sei. Damit verbunden war die jugendliche Hoffnung, der neue freiheitliche Geist würde das Zusammenleben der Menschen langfristig verändern und dazu führen, dass alle Deklassierten und Benachteiligten, und darunter auch die Juden, freier, stolzer und selbstbewusster würden leben und wirken können. Insofern kam die sozialistische Idee den Vorstellungen des Schülers Fritz Bauer entgegen, dessen Berufswunsch sich vom ordnungshütenden Polizisten zum Anwalt des Rechts entwickelte. In den zwanziger Jahren waren es vor allem drei Ereignisse, die seine Einstellung zum Juristenberuf und zur Politik in der Weimarer Republik prägten:

Bereits zu Beginn seiner Studien stieß er auf den Juristen Gustav Radbruch, dessen Schriften er (besonders die *Einführung in die Rechtswissenschaft*) bewegt, ja begeistert gelesen habe. Radbruch unterscheide „zwischen zwei Juristentypen, dem Juristen aus Ordnungssinn und dem aus Freiheitssinn“ – und gerade ein solcher wollte er werden.⁵ Das zweite Ereignis war 1922 das Attentat auf Reichsaußenminister Walter Rathenau, den rechtsextremistische Mörder genau in dem Moment

⁴ Fritz Bauer, „Im Kampf um des Menschen Rechte“, in: ders., *Die Humanität der Rechtsordnung. Ausgewählte Schriften*. Hg. v. Joachim Perels und Irmtrud Wojak. Frankfurt/M., New York 1998, S. 37-49, hier S. 38.

⁵ Bauer, „Im Kampf um des Menschen Rechte“, S. 41.

als „Erfüllungspolitiker“ beseitigen wollten, als er von den uneinsichtigen Kriegs- und Nachkriegsgegnern Zugeständnisse errungen hatte, die der Republik zum Überleben verhalfen. Die dritte Persönlichkeit schließlich, die Bauers politisches Schicksal bestimmte, wurde Kurt Schumacher, der nach 1920 in Stuttgart zu wirken begann und mit seinen Ideen den werdenden Amtsrichter in seinen Bann zog. Bauer wurde aktives Mitglied in der Republikschutzorganisation „Reichsbanner Schwarz Rot Gold“, in Stuttgart 1930 Reichsbanner-Führer, und er wäre 1932/33 bestimmt nicht dagegen gewesen, wenn sich die linken Parteien vereint gegen die Nazis und ihre so genannte „Machtergreifung“ geschlagen hätten.

Die Jahre nach 1933 bestärkten ihn in seiner Lebensmaxime, die eine Aufforderung zu mehr Mut und Zivilcourage war. Zu viele machten im nationalsozialistischen Unrechtsstaat mit, schauten weg oder schwiegen: „[...] bei den ‚Arisierungen‘, bei der [...] Umsiedlung und Vertreibung von Millionen, bei harten, mitunter grausamen Gerichtsentscheidungen, [...] in den Konzentrations- und Vernichtungslagern, bei den Einsatzgruppen des Ostens und bei vielen anderen Unrechtstaten“.⁶

Als Ursache für den Rückfall in die Barbarei sah der Jurist die Auflösung des Rechtsbewusstseins. Er glaubte an die Vernunft und dass das millionenfache Leid der Jahre nach 1933 an das Herz der Menschen appellieren müsse. Indessen bekräftigte ihn die erlebte Wirklichkeit in seiner Skepsis gegenüber „höheren“ Werten und angeblich universell gültigen Prinzipien. Moralisch wären die Menschen ja doch verpflichtet gewesen, den bedrängten Juden zu helfen! Auf der lebenslangen *Suche nach dem Recht*, wie er sein letztes Buch 1965 nannte, bekam Fritz Bauer ein Gefühl für die Vergeblichkeit dieser Suche. Dennoch glaubte er daran, dass sich Gegenwart und Zukunft im Sinne von Recht und Gerechtigkeit ge-

stalten ließen, weil letztlich alle Menschen das richtige, das wahre Recht suchen.

Es war dieser Glaube, sein Idealismus, der Bauer nach KZ-Haft und Exil nach Deutschland zurückkehren ließ. Obgleich ihm die Entscheidung nicht nur schwer fiel, sondern ebenso schwer gemacht wurde. Remigranten wurden in Deutschland nicht mit offenen Armen willkommen geheißen, im Gegenteil. Bauer musste feststellen, dass das schlechte Gewissen der deutschen Bevölkerung mit einer gehörigen Portion Wut verbunden war, und zwar nicht nur wegen der durch die Bombenangriffe angerichteten Zerstörungen, die nun mit einer schier unfasslichen Geschwindigkeit beseitigt wurden. Besonders löste das schlechte Gewissen Abwehr gegenüber den „Anderen“ aus, denjenigen, die sich der Anpassung an den Nationalsozialismus widersetzt hatten und die jetzt heimkehren wollten. Und ganz besonders gegenüber den verfolgten und ermordeten Juden, mit deren Schicksal die Deutschen nach 1945 konfrontiert wurden. Ihre Gefühlskälte berührte Fritz Bauer schmerzlich, da er darin die Flucht vor der eigenen Verantwortung erkannte.

Als Fritz Bauer 1949 sein Amt als Landgerichtsdirektor in Braunschweig aufnahm, herrschte bereits Kalter Krieg in voller Stärke. Auf der einen Seite hatte die so genannte „Bewältigung der Vergangenheit“ 1949 vielerorts noch gar nicht begonnen, andererseits wurde bereits alles unternommen, um die Entnazifizierung von der Tagesordnung abzusetzen.

Bauer wurde damals in zahlreichen Verfahren ins Jahr 1933 zurückversetzt und mit der Erkenntnis konfrontiert, dass sich die Justiz als willfähiges Instrument des Naziregimes hatte missbrauchen lassen. Eine Justiz zumal, die nach 1945 nicht ausgetauscht wurde und keine grundlegende Erneuerung erfuhr. In den NS-Prozessen nahm er die besondere Problematik wahr, dass die alltägliche Kriminalität anders bewertet wur-

⁶ Fritz Bauer, *Die Wurzeln faschistischen und nationalsozialistischen Handelns*. Hg. v. Landesjugendring Rheinland-Pfalz, Mainz 1961, S. 32.

de, als wenn es sich um die Kriminalität der Nazi-Verbrecher handelte.

Neben der Selbstaufklärung der Gesellschaft hatten die NS-Prozesse deshalb für Bauer vor allem einen Sinn: dem Widerstandsrecht und Widerstandshandlungen zu neuer Geltung zu verhelfen. Die politischen Entwicklungen in Niedersachsen lieferten ihm rasch Gelegenheit, im Verfahren gegen Otto Ernst Remer, Mitbegründer der im Oktober 1949 gegründeten rechtsextremen und neonazistischen Sozialistischen Reichspartei, ein Exempel zu statuieren.

Noch vor den überraschenden Erfolgen in der Landtagswahl, die Remer nicht zuletzt in der Unterstützung durch Soldatenverbände und rechtsextreme Klüngel fand, hatte dieser 1951 auf einer Großveranstaltung die Männer des 20. Juli 1944 böse geschmäht. Sie hätten Verrat begangen und sich sogar als Landesverräter vom Ausland bezahlen lassen – eine Verunglimpfung, die den CDU-Innenminister des Bundes Robert Lehr zu einer Strafanzeige veranlasste. Das Verfahren endete im März 1952 mit einer vollständigen Rehabilitierung des 20. Juli 1944, nicht zuletzt mit dem Beweis, dass sich die Verschwörer nicht nur für ein baldiges Kriegsende geschlagen hatten (was vielen Hunderttausenden Soldaten das Leben gerettet hätte), sondern ein verbrecherisches Regime beseitigen wollten.

Der zweite Weltkrieg war längst verloren und das deutsche Volk, erklärte Bauer, „total verraten“; schon deshalb sei es gar nicht möglich gewesen, Landesverrat zu üben. Das „Dritte Reich“ sei ein „Unrechtsstaat und deswegen sittenwidrig und nichtig gewesen“; ein solcher Unrechtsstaat, der täglich Zehntausende Morde begeht, berechtige jedermann zur Notwehr. Und folglich sei jedermann berechtigt gewesen, „den bedrohten Juden und den bedrohten Intelligenzschichten des Auslands Nothilfe zu gewähren“. Ein Hauptsatz seines Plädoyers

gipfelte in der Feststellung: „ein Unrechtsstaat wie das Dritte Reich ist überhaupt nicht hochverratsfähig“.⁷

Fritz Bauer wurde durch den Remer-Prozess in der Geschichte der Bundesrepublik zu einem bemerkenswerten, allerdings auch vielfach angefeindeten Ankläger. Er brachte die Zeitgenossen gegen sich auf, weil er erklärte, es wäre das Recht und die Pflicht eines jeden Mitmenschen gewesen, nach 1933 den bedrohten Juden, Sinti und Roma, und überhaupt allen von den Nazis Verfolgten zu helfen. 1956 wechselte er nach Hessen und fortan wurde sein Hauptanliegen, die bis dahin noch von keiner deutschen Staatsanwaltschaft zur Anklage gebrachte, von den Nazis so genannte „Endlösung“ vor Gericht zu bringen.

Bei seinen Bemühungen kamen ihm mehrfach Zufälle zu Hilfe. Speziell im Fall des Deportationsspezialisten Adolf Eichmann. Frühzeitig informierte ein ehemaliger KZ-Häftling Fritz Bauer über den argentinischen Aufenthaltsort des ehemaligen SS-Obersturmbannführers. Und wenn man auch nicht ganz genau weiß, welche Organe Bauer mit seinen Informationen belieferte – jedenfalls hatte er entscheidenden Anteil daran, dass die Israelis Eichmann zu fassen bekamen. Weniger Glück hatte er in den Fällen Mengele und Bormann.

Zufälle kamen Bauer auch in Deutschland zu Hilfe. Vor allem, als es ihm 1959 gelang, die Zuständigkeit seiner Behörde für die Ermittlungen gegen die Auschwitz-Täter zu erlangen. Vielfältigkeit und Umfang seiner pausenlosen Ermittlungstätigkeit lassen sich kaum darstellen. Sie führten zu diversen Verhaftungen ehemaliger Auschwitz-Funktionäre. Nicht zuletzt brachte er es mit Unterstützung Hermann Langbeins (1912-1995), des Generalsekretärs des Internationalen Auschwitz-Komitees in Wien, fertig, dass 211 Überlebende im Frankfurter Auschwitz-Prozess aussagten. Es wurde, zwei Jahre nach

⁷ Fritz Bauer, „Eine Grenze hat Tyrannenmacht“, in: ders., *Die Humanität der Rechtsordnung*, S. 169-179, hier S. 177.

dem Eichmann-Prozess in Jerusalem, das bis dahin umfangreichste Schwurgerichtsverfahren in der deutschen Justizgeschichte.⁸

Verurteilt wurden schließlich zwanzig Auschwitz-Verbrecher, die, so ihre sture Verteidigung, immer und alles nur unter strikten Befehlen ausgeführt hatten. Befehl sei Befehl und Gesetz sei Gesetz. Die größte Last nahmen die Überlebenden auf sich, die ihr unermessliches Leid noch einmal aufleben ließen. Zusammen mit den Zeithistorikern, die Bauer als sachverständige Gutachter aufgeboten hatte, wurde ein Totalbild der so genannten „Endlösung“ enthüllt.⁹ Das Urteil fiel am 20./21. August 1965. Von jetzt an konnte alle Welt wissen, was Auschwitz war – niemand kann das mehr leugnen!

Konnte Generalstaatsanwalt Bauer nicht zufrieden sein? Er war es – und er war es nicht. Für ihn war jeder Auschwitz-Funktionär, waren alle Angeklagten Täter. Für das Gericht aber galten zehn, also die Hälfte, nur als Gehilfen, was leider die inzwischen von der höchsten deutschen Rechtsprechung, dem Bundesgerichtshof, eingeführte und damit gewissermaßen verordnete Praxis der so genannten Gehilfenrechtsprechung unterbaute und bekräftigte.

Fritz Bauer hat nicht nur den Auschwitz-Prozess auf den Weg gebracht, sondern so viele weitere Verfahren, dass deren Dokumente, setzt man sie wie ein Mosaik zusammen, ein Schreckensbild des NS-Unrechts auf fast allen Lebensgebieten ergeben. Mit den Prozessen wollte er nicht in erster Linie verurteilen, sondern uns zeigen, „wie dünn die Haut der Zivilisation war und ist“, „was Menschsein in Wahrheit bedeuten sollte,

und was wir zu lernen haben“.¹⁰ Er wollte, dass wir erkennen, dass Auschwitz etwas mit dem Menschen selbst zu tun hat. Die Wurzeln nationalsozialistischen Handelns erkannte er in autoritärer Staatsgläubigkeit und mangelnder Zivilcourage. Mit allen Kräften setzte er sich für die staatsrechtliche und politische Anerkennung des Widerstands ein. Einer seiner letzten Vorträge ging folglich nicht von ungefähr über das Thema „Ungehorsam und Widerstand in Geschichte und Gegenwart“.¹¹ Auf die aktuellen Verhältnisse übergehend, betonte Bauer, dass unser Staat, unser Recht, unser heutiges Grundgesetz „eine Pflicht zum Ungehorsam“ fordere, sowohl im Beamten- wie im Soldatengesetz. Wohlverstanden, ein Recht auf Befehlsverweigerung und Ungehorsam, „wenn ein Befehl [...] die Menschenwürde verletzt“. Zum Schluss folgerte er: „Unsere Strafprozesse gegen die NS-Täter beruhen ausnahmslos auf der Annahme einer solchen Pflicht zum Ungehorsam.“

Die von den Nazi-Tätern immer wieder präsentierte Entschuldigung, sie hätten nur ihre Pflicht getan, war unverantwortlich. Sie selber und unsere Gerichte sahen von der eigenen Geschichte ab. Fritz Bauer hingegen blieb bei dem von seiner Mutter in frühester Jugend übernommenen Lebensmotto: „Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu.“ Es war eine mutige Entscheidung, mit der er sich als Mensch bewies.

(Irmtrud Wojak)

⁸ Siehe dazu Irmtrud Wojak (Hg.), *Auschwitz-Prozeß. 4 Ks 2/63. Frankfurt am Main. Köln 2004.*

⁹ Die Gutachten wurden veröffentlicht und seither immer wieder neu aufgelegt. Vgl. Hans Buchheim, Martin Broszat, Hans Adolf Jacobsen und Helmut Krausnick, *Anatomie des SS-Staates*. Bd. 1 und 2. Olten und Freiburg im Breisgau 1965 (Orig.).

¹⁰ Fritz Bauer, „Antinazistische Prozesse und politisches Bewusstsein“, in: Hermann Huss, Andreas Schröder (Hg.), *Antisemitismus. Zur Pathologie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1965, S. 168-193, hier S. 176.

¹¹ Vgl. die folgenden Zitate in: Fritz Bauer, „Ungehorsam und Widerstand in Geschichte und Gegenwart“, in: *Vorgänge*, (1968), H. 8/9, S. 286-292.

Einführung zum Film „Ehe im Schatten“ – Das Schicksal der jüdischen Familie Wolff aus Bochum.

Der Film wurde am 15. November 2012 im Stadtarchiv Bochum gezeigt.

In Wikipedia erhalten wir folgende Informationen zu dem Film, den Sie nachher sehen werden:

„Handlung

Hans Wieland, ein junger Schauspieler, lehnt es im Dritten Reich ab, sich von seiner jüdischen Frau Elisabeth scheiden zu lassen. Hans steht Abend für Abend auf der Bühne, während seine Frau Berufsverbot hat. Eines Tages, bereits im Krieg, nimmt er sie mit zu einer Premiere, wo sie auffällt. Vor die Alternative gestellt, sich scheiden zu lassen oder an die Front geschickt zu werden, was die Verschleppung seiner Frau in ein KZ zur Folge hätte, sieht er nur einen Ausweg: den gemeinsamen Tod. Um seiner Frau diesen zu versüßen, führt er sie als Abschluss eines schönen Tages abends in ein Restaurant und lässt den Koch ihr Essen vergiften.“

Zum Hintergrund heißt es bei Wikipedia:

„Ehe im Schatten basiert auf dem Schicksal des Schauspielers Joachim Gottschalk. Als Vorlage für das Drehbuch diente die unveröffentlichte Novelle *Es wird schon nicht so schlimm* von Hans Schweikart. Es ist der einzige DEFA-Film, der in allen vier Berliner Sektoren gleichzeitig Premiere hatte, nämlich am 3. Oktober 1947. Im russischen Sektor fand die Aufführung im Filmtheater am Friedrichtshain, im amerikanischen Sektor im Cosima-Filmtheater in Friedenau, im britischen Sektor in der Kurbel in Charlottenburg und im französischen Sektor im Prinzenpalast in Gesundbrunnen statt. Der Film fand auch im Westen hohe Anerkennung. Innerhalb kürzester Zeit sahen ihn zehn Millionen Zuschauer. Mit insgesamt zwölf Millionen Besuchern wurde *Ehe im Schatten* der erfolgreichste deutsche Film während der ersten Nachkriegsjahre.“

Meine Damen und Herren, Sie sehen schon: Im Zentrum der Wahrnehmung steht Joachim Gottschalk. Das ist auch nicht erstaunlich. War er es doch, der nach 1933 – neben seiner Karriere als Bühnenschauspieler – eine erstaunlich Filmkarriere machte, während seine Frau Meta, die in den zwanziger Jahren an denselben Theatern wie ihr Mann gespielt hatte, 1933 als Jüdin nicht mehr auftreten durfte.

Die folgenden Ausführungen werde ich in zwei Abschnitte unterteilen:

- 1. Was wissen wir über die Schauspielerin Meta Wolff und ihr Leben vor und nach 1933?**
- 2. Was wissen wir über das Schicksal der in Bochum lebenden Familie Wolff, der Meta entstammte.**

Zu 1) Was wissen wir über die Schauspielerin Meta Wolf und ihr Leben vor und nach 1933?

Meta Wolff, am 13. August 1902 als 4. Kind des Moses Wolff und dessen Ehefrau Friederike geb. Hanau in Dudweiler (Saarland) geboren, kam 1910 mit ihrer Familie nach Bochum – der Vater übernahm in diesem Jahr das Fotogeschäft Frohwein in der Kortumstraße 45 – heute Ecke Kortumstraße / Südring. Über Schul- und Berufsausbildung wissen wir wenig, nur, dass sie Schauspielerin wurde. In den Spielzeiten 1927/28 und 1928/29 reiste sie mit der Württembergischen Volksbühne durch die süddeutsche Provinz. Hier lernte sie den Kollegen Joachim Gottschalk kennen und lieben. 1930 sind beide an einem festen Haus in Zwickau engagiert. Im Mai 1931 ist Hochzeit in Halberstadt – Meta spielt am dortigen Theater. Ihrem Mann zuliebe hat sie sich evangelisch taufen lassen. Im Februar 1933 wird der Sohn Michael geboren. Gottschalk spielt inzwischen an größeren Bühnen.

Als der Generalintendant Hans Meißner im Februar 1934 Gottschalk an die Frankfurter Bühne holt, muss der schon den arischen Nachweis erbringen, brauch der „jüdisch Versippte“ die „Sondererlaubnis des Reichsministeriums für Volksaufklä-

„Bedeckt“ zu halten, nur eng befreundete Kollegen wissen Bescheid. Er verdient gut, verwöhnt seine Frau, tröstend, so gut er kann, denn sie hat ja Auftrittsverbot. Im Mai 1936 muss er wie alle städtischen Angestellten Frankfurts ein Treuegelöbnis auf den „Führer“ ablegen. Von der Reichstheaterkammer aus Berlin kommt ein Brief an die Intendanz: *„Für die Mitteilung der Vertragsdauer es Herrn Joachim Gottschalk an Ihrer Bühne wäre ich Ihnen sehr verbunden. Heil Hitler!“*. Noch steht der Generalintendant zu seinem besten Mann. Als jedoch der Gaupropagandaleiter Hessen-Nassau Willi Stöhr den „Partei-genossen Meißner“ am 17. Dezember 1937 auffordert, *„die geeignet erscheinenden Schritte zu unternehmen, um das weitere Verbleiben Gottschalks und sein Auftreten in Frankfurt a. Main zu beenden,“* unternimmt Pg. Meißner die geeigneten Schritte: Am 8. Januar 1938 steht Gottschalk zum letzten Mal auf einer Frankfurter Bühne. Meta schreibt zu diesen Zeitpunkt an eine Freundin:

„Wie wird das alles enden? Ich bin natürlich bereit, mich scheiden zu lassen, wenn es sein muss, wenn Jochen anders nichts kriegt. Er will aber erst alles versuchen – es wird uns schwer auseinander zu gehen.“

Und zunächst hat er Erfolg: Er bekommt einen Vertrag an der Volksbühne in Berlin unter dem Intendanten Eugen Klöpfer, spielt am Theater an der Saarlandstraße – dem heutigen Hebbeltheater – leichte Kost: Krimis und Boulevard.

Und Gottschalk bekommt eine Chance beim Film: Wolfgang Liebeneimer gibt ihm – neben Brigitte Horney – die Hauptrolle in der Romanverfilmung „Du und ich.“ Er dreht – wieder mit der Horney – Ende 1938 „Aufruhr in Damaskus“, 1939 „Flucht ins Dunkel“ und „Eine Frau wie Du“. Goebbels ist sehr ange-tan von den Filmen, das Publikum begeistert. Er ist endgültig der Liebling der Berliner, der deutsche Clark Gable. 1940 dreht er mit Paula Wessely das Melodram „Ein Leben lang“.

Das alles spielt sich ab vor dem zunehmenden Druck auf die Juden und dem beginnenden II. Weltkrieg.

Und Gottschalk spielt weiter Theater bei Eugen Klöpfer an der Volksbühne, feiert im Januar 1941 als Silvio in Goldonis „Diener zweier Herren“ einen glänzenden Erfolg. Doch als Intendant Klöpfer Anfang Juni den Faust in eigener Inszenierung herausbringt, steht Gottschalks Name nicht auf dem Besetzungszettel. Auch bei den großen Herbstpremierenspielen fehlt er. Klöpfer versuchte sich später zu rechtfertigen: *„Goebbels hat mir beinahe den Kopf abgerissen. ... Die Meta stört den Doktor! Die jüdische Frau. Ich darf Gottschalk überhaupt nicht mehr beschäftigen.“*

Der Jud Süß-Regisseur Veit Harlan will Gottschalk für seinen Film „Die goldene Stadt“. Mit Gattin Kristina Söderbaum und Reichsfilmkammerpräsident Carl Froelich sitzt er bei Goebbels zum Tee. Das Gespräch kommt auf Gottschalk. Wie Harlan 1966 in seinem Buch „Im Schatten meiner Filme“ berichtet, geriet Goebbels plötzlich in Rage: Gottschalk sei den „ausgedachtsten Sexuellisten“ einer „raffinierten Jüdin“ hörig geworden. *„Er soll seine Chonten hinschicken wo der Pfeffer wächst!“* Das jiddische Wort ist mit „Nutte“ eher milde übersetzt.

Goebbels bietet Gottschalk an, die Familie, nach der Scheidung, in die Schweiz gehen zu lassen. Das scheint ein Zugeständnis zu sein: Die Wehrmacht hat inzwischen die Sowjetunion überfallen, im Straßenbild tauchen die „gelben Sterne“ auf, es ergeht das Emigrationsverbot, die sogenannte „Endlösung“ hat begonnen. Gottschalk lehnt das Angebot von Goebbels ab; angesichts des Siegeszuges der Wehrmacht, der unaufhaltsamen Eroberung Europas kann er nicht an das Fortbestehen der Schweiz glauben. Dann zitiert ihn Hans Hinkel zu sich ins Propagandaministerium. Der SS-Offizier und Blutordenträger ist „Sondertreuhänder der Arbeit für die kulturschaffenden Berufe“, Goebbels' Büttel für die „Entjudung“ des Kulturbetriebs: *„Sie werden sich scheiden lassen, Herr Gott-“*

schalk!“ und „Wen interessiert es schon, was aus einer Jüdin wird.“

Meta und Joachim haben sich für eine andere Lösung entschieden. Auskunft darüber geben die letzten Briefe:

Meta schreibt am 5. November 1941 an eine Freundin:

„Meine liebe Fanny, nimm diese Nadel als Andenken mit meinem letzten Lebewohl. ... Um uns musst Du nicht trauern, Du weißt, wir sind glücklich ...“.

Und am 4. November schreibt sie an die „Liebe Mutti Weber“, die Schwiegermutter ihres Bruders Friedrich Wolff:

„Tausend Dank für die guten Nachrichten und für das wertvolle Paket! Aus allem sehen wir so recht Ihre Güte und Anhänglichkeit. Ich weiß, was ich Ihnen jetzt schreiben muss ist schwer für Sie, aber Sie werden uns verstehen und verzeihen. Es kommen neue Bestimmungen heraus, die unsere Ehe scheidet; wie ja alles überhaupt verschärft worden ist in dieser Sache, so sollen auch diese Ausnahmen und Vergünstigungen wegfallen. Was das zu bedeuten hat, können Sie wohl ermessen. Michael, der bis jetzt nichts ahnt, soll nicht erst erfahren was auf ihn wartet. Das Kind ist so glücklich und wir mit ihm. Uns drei Menschen sollen sie nicht erst auseinanderreißen. Wenn Sie dies lesen, sind wir erlöst. Wir sind keineswegs traurig, im Gegenteil, wir freuen uns gesund und frei ein Ende machen zu können. Denken Sie nicht, dass wir nicht alles erwogen haben, alles versucht haben und leichtsinnig die Flinte ins Korn werfen. Es gibt keine Möglichkeit, wir haben bis zuletzt ausgehalten.“

Wir haben gedacht, meine Eltern und Geschwister brauchen es gar nicht zu erfahren. Sie sind der Meinung, es geht uns gut, das ist tröstlich und stimmt ja, wenn auch in anderem Sinne. Sie bitte ich nur und zwar von ganzem Herzen, seien Sie nicht traurig und vor allem, seien Sie überzeugt, dass wir glücklich sind. Auf uns würde nur Trennung und Schmach warten, Demütigungen aller Art, jeder, der uns kennt und liebt,

wird uns unseren schönen Frieden können. Es freut mich, dass Sie auf ein irdisches Wiedersehen mit Ihren Kindern hoffen dürfen. Wie schön wird das werden. Unsere allerbesten Wünsche für Sie alle!. Lassen Sie mich Ihnen noch einmal danken für Ihre Liebe und Treue und Ihnen das Beste wünschen mit den herzlichsten Grüßen!

Joachim, Michael und Meta.

Joachim Gottschlak schrieb in seinem Abschiedsbrief an seine Mutter:

„Meta und der Junge schlafen schon“ – als er den Gashahn aufgedreht hat und darauf wartet, dass das Veronal auch bei ihm zu wirken beginnt. Es ist die Nacht auf den 7. November.

Wir es scheint, hat man sorgfältig geplant, dass auch ja nichts schief gehen kann an ihrem Plan. Jahre später berichtet ein Freund und Mitschüler des Sohnes Michael: Er habe an dem Abend noch bei Gottschalks angerufen, wollte sich mit Michael verabreden. Frau Gottschalk meinte, das sei nicht möglich. Michael müsse helfen, die Türen und Fenster der Wohnung abzudichten, damit es bei dem bevorstehenden Winter nicht kalt in die Wohnung ziehen könne. ...

Goebbels notiert am 7. November 1941 in sein Tagebuch:

„Am Abend kommt noch die etwas peinlich Nachricht, dass der Schauspieler Gottschalk, der mit einer Jüdin verheiratet war, mit Frau und Kind Selbstmord begangen hat. Er hat offenbar keinen Ausweg mehr aus dem Konflikt Staat und Familie finden können. Ich Sorge gleich dafür, dass dieser menschlich bedauerliche, sachlich fast unabwendbare Fall nicht zu einer alarmierenden Gerüchtebildung benutzt wird. Wir leben eben in einer sehr harten Zeit, und das Schicksal nimmt den Einzelmenschen manchmal barmungslos vor ...“ Er untersagt jeden Nachruf. Trotz des Verbots, jüdische und „arische“ Tote zusammen zu bestatten, sorgen die Freunde für ein gemeinsames Grab, draußen auf dem Stahndorfer Friedhof. Während der Beerdigung fotografieren die Herren der Gestapo.

Zu 2) Zur Geschichte der Familie Wolff aus Bochum.

Als Meta, ihr Mann und ihr Sohn am 7. November 1941 sterben, hat ihre Familie längst Deutschland verlassen. Meta meint ja, wie wir gehört haben, sie könne ihr die Nachricht von der Art ihres Todes vorenthalten.

Auf der Geschichte dieser Familie soll zumindest kurz eingegangen werden.

Grundlage sind die Aussagen der Mitglieder der Familie Wolff, die sie nach dem Krieg im Zusammenhang mit den langwierigen und schwierigen sogenannten „Wiedergutmachungsverfahren“ machten.

Ende 1910 kam Moritz Wolff, geboren 1869 in Essen, mit seiner Familie aus Dudweiler im Saargebiet nach Bochum. Er übernahm hier das fotografische Atelier Frohwein, das im Wege der Erbfolge an ihn übergegangen war. In Dudweiler hatte die Familie ein Kaufhaus geführt, das 1892 von Friederike Hanau gegründet wurde. Nach deren Verheiratung mit Moritz Wolff 1894 trat dieser in den Betrieb ein, das fortan unter dem Namen Hanau & Cie. geführt wurde, etwa 15 Personen beschäftigte.

In Dudweiler wurden die sieben Kinder geboren:

- 1895 die Tochter Johanna
- 1897 der Sohn Siegfried
- 1899 die Tochter Emmi
- 1902 die Tochter Meta, die Protagonistin unserer Geschichte,
- 1904 die Tochter Martha
- 1906 der Sohn Friedrich Joseph
- 1910 der Sohn Richard.

Nach dem Umzug nach Bochum wurde das Kaufhaus in Dudweiler geschlossen.

Das Fotogeschäft Frohwein, gelegen in zentraler Lage in der Kortumstraße 45, entwickelte sich sehr gut. Es war, wie Zeugnisaussagen berichten, in den vornehmsten Kreisen Bochums sehr beliebt, es galt als eines der besten in der Stadt. Kunden waren vor allem die Schauspieler des Schauspielhauses, deren Porträts immer im Schaufenster zu Werbezwecken ausgestellt waren.

Moritz Wolff engagierte sich in Bochum: Er saß im Vorstand der „Friedensgesellschaft“ und der „Liga für Menschenrechte“, erregte sehr bald die Aufmerksamkeit der Bochumer Nationalsozialisten.

Bereits im Mai 1933 verließen die Wolffs Bochum. Wie es dazu kam, das berichtet der älteste Sohn Friedrich in einer eidesstattlichen Erklärung, die er am 16. Oktober 1956 auf dem deutschen Konsulat der BRD in Lyon abgab:¹

„Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten änderte sich unsere Lage von Grund auf. Von allenthalben kamen Anrufe der Kundschaft, die Photographien aus dem Fester zu nehmen. Die Schaufenster wurden beschmiert. Das Geschäft ging erheblich zurück. Wie eingangs erwähnt, war ich aus dem Saarland gebürtig. Zu diesem Zeitpunkt war dieser Landesteil dem deutschen Reich nicht wieder einverleibt. Ich begab mich deshalb nach Saarbrücken, um das Terrain für eine Geschäftsverlegung zu sondieren. Als ich von meiner Reise zurückkehrte, wurde ich verhaftet. Ich wurde auf dem Polizeipräsidium in Bochum vernommen. Man wies mir eine Anzeige vor, der zufolge ich im Saarland Greuelpropaganda getrieben und Geld dorthin verschoben hätte. Die vernehmenden Beamten verhielten sich jedoch bei der ersten Vernehmung durchaus korrekt und bestellten mich für den folgenden Tag wieder, weil der diensthabende Offizier gerade abwesend war. Am folgenden Tag fand ich mich wieder auf dem Polizeipräsidium

¹ Eidesstattliche Erklärung Siegfried Wolff vom 16.10.1956 vor dem deutschen Konsulat der BRD in Lyon (StA NRW Münster, Regierung Arnsberg Wiedergutmachung 460414.

ein und wurde schon ganz anders behandelt als das erste Mal, aber auch diesmal aus dem gleichen Grunde wieder nach Hause geschickt. Ich betrachtete diese Vorkommnisse als Warnung und beschloss zu fliehen. Ende April 1933 überschritt ich mit Frau und Kind die saarländische Grenze und begab mich von dort nach etwa 14 Tagen nach Metz. Meine Anmeldung in Metz datiert vom 15.5.1933. Meine Eltern trafen mich in Metz. Es war ihnen gelungen, unsere Möbel und einen Teil der photographischen Einrichtung über das Saargebiet nach Metz zu bringen. Über die zurückgelassenen Gegenstände gibt die Erläuterung der Schadensfälle Auskunft.“

Wie es weiter ging, darüber schreibt Siegfried in demselben Bericht weiter:

„Meine Lebensversicherung in Höhe von 25 000 Mark hatte ich noch zu Geld machen können. Mit den wenigen mir zur Verfügung stehenden Mitteln eröffnete ich mit Erlaubnis der Mairie ein Photographengeschäft. Bereits nach 6 Monaten musste ich Metz wieder verlassen, weil die Präfektur eine Aufenthaltserlaubnis nicht erteilte. Dieser Umstand führte zum Verlust meiner geringen liquiden Mittel, Wir begaben uns nach Lyon. Mein Vater war durch die Ereignisse so mitgenommen, dass er nicht mehr arbeitsfähig war. Es lag mir daher ob, meine Familie und meine Eltern zu ernähren. Eine Arbeiterlaubnis erhielt ich nicht. Ich sah mich deshalb gezwungen, bei französischen Kollegen Schwarzarbeit gegen geringsten Entgelt zu verrichten. Meine Einnahmen reichten keineswegs hin alle Unkosten zu decken. Wir waren auf die Unterstützung meiner Geschwister angewiesen, die in alle Welt zerstreut lebten. Meine Schwester war die Frau des durch seinen tragischen Tod bekannt gewordenen Berliner Schauspielers Gottschalk. Auch sie liess ihren Eltern bis zum schluss Unterstützungen zukommen.“

Mit Kriegsbeginn verschlechterte sich die Situation der Wolffs dramatisch. Siegfried berichtet:

„Bei Kriegsausbruch wurde ich in dem Lager Chambaran (Isère) und später in Chelaard/Ardèche interniert. Am 23.7.1940 kam ich wieder nach Lyon zurück. Als die deutschen Truppen zum zweiten Male Lyon im August 1942 besetzten, verließen wir Lyon und suchten Zuflucht in der italienischen Besatzungszone. Wir hatten keinerlei Subsistenzmittel und wurden trotz gegenteiliger Zusicherungen nicht einmal von dem Hilfskomitee unterstützt. Wir hungerten und waren auf Gaben der Bevölkerung angewiesen. Die Not zwang uns, im Januar 1943 nach Lyon zurückzukehren. Meine Eltern brachte ich in einem Heim einer Krankenversicherung der Mutualité in Villfranche/Rhone unter, meine Kinder bei Bauern in Oléans/Rhone. Ich selbst fand mit meiner Frau bei einem Kunden, Madame Grand in Bron, rue de Genét Zuflucht. Wir trauten uns nicht auf die Strasse und lebten in vollständiger Freiheitsbeschränkung. Um unserer Gastgeberin nicht völlig zur Last zu fallen, beschlossen meine Frau und meine Schwester - die Schwester Emmi war inzwischen auch in Lyon - im Mai 1943 tagsüber in unsere Wohnung zurückzukehren und dort photographisch zu arbeiten. Ich selbst rührte mich nicht von meinem Platze. Ende Juni 1943 wurden beide Damen von der Gestapo verhaftet und über das Fort Montluc in das KZ Drancy verbracht, woraus sie später nach Auschwitz deportiert wurden. Seither fehlt von ihnen jede Spur.

Am Abend desselben Tages fuhr ein Auto vor dem Haus meiner Wirtsfrau vor. Zufällig sah ich es und schöpfte gleich Verdacht. Mein Zimmer lag zu ebener Erde, ich sprang deshalb zum Fenster Hinaus, im Moment als die Beamten Gestapo das Haus betraten. Später hörte ich, dass meine Wirtin verhaftet worden sei. Durch meinen Freund konnte ich unterkommen bei dessen Bekannten Crohn, Place des la Bascule. Dort lebte ich 4 Wochen in völliger Freiheitsbeschränkung. Nach 4 Wochen musste ich dieses Versteck aufgeben und fand Zuflucht bei einem Polizisten, der mich und einen anderen Emigranten Feitler beherbergte. Es gelang mir bei einem französischen Photographen Arbeit zu finden. Mein Verdienst war jedoch

sehr gering. Ich erhielt einen Tagelohn von 100 ffrs, der einen Wert von 5 Rmark entsprach. Mit diesen Mitteln musste ich die Pension für meine Eltern und Kinder bezahlen, so dass mir selbst nichts verblieb. Ich blieb also weiterhin auf die Mildtätigkeit anderer Menschen angewiesen.“

Und dann berichtet Siegfried Wolff über das Ende seiner Eltern und den Überlebenskampf seiner Kinder:

„Im Januar 1944 verstarb meine Mutter in dem Heim an Entkräftung. Für meinen Vater konnte ich den Unterhalt in dem Heim nicht länger aufbringen, zumal er krank wurde und der Pflege bedurfte. Ich fand für ihn einen Platz in einem Altersheim bei Petites Soeurs des Pauvres. Die Verhältnisse entsprachen denen eines Armenhauses. Mein Vater starb dort im Januar 1945.

Der Aufenthalt meiner Kinder war der Gestapo bekannt geworden. Ich sah mich deshalb gezwungen, sie aus ihrem Versteck bei den Bauern herauszunehmen. Freunde brachten sie ... in ein Kinderheim bei Aix-le-Bains unter. Sie schossen die Kosten vor, die ich ihnen später zurückerstattete. Sie betrogen insgesamt 38 430 ffrs. Eine Quittung lege ich bei. [...]“

Nach der Befreiung Lyons am 2. September 1944 ging Siegfried Wolff wieder in seine Wohnung zurück, arbeitete dort selbständig als Photograph. Auf Grund der erlittenen Verfolgungen erhielt er jetzt eine Arbeitsbewilligung und wurde in die Photographeninnung aufgenommen.

Meine Damen und Herren, ich könnte natürlich die Geschichte der Wolffs noch wesentlich ausführlicher darstellen. Ich verzichte hier und heute darauf, denn es soll sich ja hier nur um eine Einführung in den Film handeln, den Sie gleich sehen werden.

Ich möchte am Ende lediglich kurz das Schicksal der einzelnen Familienmitglieder skizzieren:

- Die Eltern Moritz und Friederike Wolff kamen unter erbärmlichen Umständen ums Leben, sie haben es gehört. Das ist ein Trauma, das die heute noch in Lyon lebenden Enkel und Urenkel der Wolffs belastet.
- Der 1895 geborenen Tochter Johanna verheiratete Leeser gelang rechtzeitig die Flucht in die USA, sie lebte nach dem Krieg in San Francisco, hatte 2 Kinder und war Mitinhaberin eines Geschäftes.
- Die 1899 geborene Tochter Emmi. Nach ihrem Schulabschluss in Bochum machte sie im Atelier ihres Vaters eine Photoausbildung, arbeitete danach bis 1928 in dem Geschäft auf der Kortumstraße. 1928 eröffnete sie dann in Essen-Kettwigerstraße in einem Hochhaus „Lichtburg“ ein eigenes Fotoatelier, das sich sehr gut entwickelte. Aufgrund des jüdenfeindlichen Boykotts ab 1933 gab sie im Frühjahr 1933 das Geschäft auf, erhielt bei der Firma „IMAGO“, Inhaber Schwartz, Essen einen Posten als erste Operateurin. 1934 verließ sie Deutschland und ging zu ihrer in Lyon lebenden Familie. Wie Sie bereits gehört haben, wurde sie dort zusammen mit ihrer Schwägerin im Juni 1944 verhaftet, kam in das Lager Drancy und von dort am 26.6.1945 in das Vernichtungslager Auschwitz.
- Über das Schicksal der 1902 geborenen Tochter Meta, der Schauspielerin, verheiratet mit Joachim Gottschalk, sind Sie informiert.
- Die 1904 geborene Tochter Martha war wie ihre Schwester Meta Schauspielerin, die 1933 Auftrittsverbot erhielt. Sie lebte zuletzt in Frankfurt am Main, emigrierte 1937 nach Palästina und lebte in den 50er Jahren als Martha Bongässer in Tel Aviv.
- Der 1906 geborene Sohn Friedrich Joseph blieb nach 1933 zunächst noch in Deutschland. Am 30. November 1938 kam er in das Konzentrationslager Buchenwald,

Häftlings-Nr. 30197, am 23. Dezember 1938 wurde er wieder entlassen. Im März 1939 verlässt er Deutschland, kommt am 28.3.1939 in Shanghai an. Von dort kehrt er am 11.2.1949 nach Europa zurück, lebt zunächst in Frankreich, wandert dann in die USA aus, stirbt 1969 in Kalifornien. Über ihn sind die anrührenden letzten Briefe der Meta Wolff überliefert, die zweite Frau von Friedrich hat sie dem Theaterarchiv in Frankfurt a.M. überlassen.

- Der 1910 geborene jüngste Sohn Richard. Er trat als Soldat in die französische Armee ein, kam im Februar 1944 ums Leben.
- Bleibt der 1897 geborene Sohn Siegfried, zuletzt Mitinhaber des Fotoateliers Frohwein, dessen ausführlichen Bericht Sie ja gehört haben. Er war mit Gustel Wittgenstein aus Bochum verheiratet, die – wie wir gehört haben – zusammen mit der Schwägerin Emmi Wolff in Lyon verhaftet wurde, über das Lager Drancy nach Auschwitz kam und dort ermordet wurde. Seine beiden Kinder Marianne und Pierre, die von den Eltern immer wieder versteckt wurden, überlebten mit viel Glück. Sie arbeiteten beide als Fotografen in Lyon. Pierre war vor einigen Jahren für einen Tag in Bochum, um sich hier umzusehen. An Gesprächen mit Einheimischen war er kaum interessiert. Siegfried Wolff hat nach dem Krieg noch einmal geheiratet.

(Hubert Schneider)

Nora Platiel geb. Block (1896- -1979)

Sozialdemokratische Politikerin – Juristin – Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus¹

Seit 1986 gibt es auf dem Gelände der Universität Kassel und seit 2007 in der Gemeinde Lohfelden bei Kassel die Nora-Platiel-Straße. Nora Platiel ist Trägerin des Großen Verdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland. 1966 erhielt sie mit der Goethe-Plakette die höchste Auszeichnung des hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst und 1969 wurde ihr mit der Wilhelm-Leuschner-Medaille die höchste politische Auszeichnung des Landes Hessen überreicht.

Wer war diese hoch geehrte Frau, die in ihrer Geburtsstadt Bochum heute kaum noch jemand kennt?

Nora Platiel wurde am 14. Januar 1896 als Eleonore – Nora – Block als achttes von zwölf Kindern des Bendix Block und der Therese Block geb. Mayer in Bochum geboren. Die Eltern betrieben ein Bekleidungsgeschäft in der Oberen Markstraße 26, heute Bongardstraße: Man verkaufte Herren- und Knabenanzüge, Berufskleidung (vor allem Grubenhemden), Überzieher, Mützen und Hüte. Innerhalb der jüdischen Gemeinde galt die Familie als bürgerlich-liberal. 1912 starb Bendix Block an einem Gallenleiden. Bereits vor seinem Tod hatte er das Konfektionsgeschäft aufgegeben und eine Reklamefirma aufgebaut. Nora verließ das Lyzeum, übernahm im elterlichen Betrieb immer größere Verantwortung, vor allem, nachdem ab 1914 die drei ältesten Brüder Soldaten geworden waren. Als der Betrieb 1917 nicht mehr zu halten war, brach Nora Block ihre Zelte in Bochum ab und verpflichtete sich freiwillig für den internationalen Kriegshilfsdienst in Rumänien, arbeitete dort als Sekretärin. Nach dem Krieg folgte Nora ihrem älteren Bru-

der Max – er wurde später in Auschwitz ermordet - nach Berlin. Als Sekretärin konnte sie bei der Frauenrechtlerin Helene Stöcker und bei der Schulreformerin Elisabeth Rotten arbeiten. Die Namen der beiden Frauen standen seit dem Ersten Weltkrieg nicht nur für ein entschiedenes Eintreten gegen Krieg und Nationalismus, sondern auch für ein radikales Engagement in der Frauenbewegung. Die Begegnung mit ihnen bestimmte noch Jahre später das politische Engagement und Denken von Nora Block. Von Helene Stöcker ermutigt, holte Nora 1922 in Berlin das Abitur nach. Im gleichen Jahr wurde sie Mitglied der SPD.

Nora Block studierte zunächst in Frankfurt a.M. Nationalökonomie, wechselte aber bald nach Göttingen, um Jura und Rechtsphilosophie zu studieren. „Meine Wahl des Anwaltsberufes geschah unter dem Gesichtspunkt, mich für die Durchsetzung des Rechts in der Gesellschaft einzusetzen“, begründete sie später diese Entscheidung. In Göttingen schloss sich Nora Block dem Philosophen Leonard Nelson an. Nelson hatte den „Internationalen Jugendbund (IJB)“ gegründet, der als Teil des linken Flügels der SPD auftrat. Nelsons umfassende Idee des „ethischen Sozialismus“ wurde prägend für Nora Blocks ganzes späteres Leben, ein unablässiges Engagement für den Sozialismus ging damit einher. 1927 legte Nora Block in Celle das Staatsexamen ab, ging zurück nach Bochum, absolviert am dortigen Amts- und Landgericht ihre praktische juristische Ausbildung. Ihr Referendariat macht sie dann in Kassel bei dem angesehenen Rechtsanwalt und Sozialisten Erich Lewinski. Durch Lewinski lernt sie auch den Rechtsreferendar Georg August Zinn kennen, den späteren hessischen Ministerpräsidenten. Aus dieser frühen Bekanntschaft mit Zinn entstand später während ihrer Zeit als hessische SPD-Politikerin eine bis zu Zinns Tod andauernde tiefe Freundschaft. 1931 kehrte Nora Block nach Bochum zurück, eröffnete in der Wilhelmstraße – heute Huestraße - ein Anwaltsbüro und zog zu ihrer Mutter Therese Block, die inzwischen in der Neustraße 18 wohnte. Sie widmete sich zwei politischen Auf-

¹ Zu Nora Platiel-Block gibt es eine Monographie: Helga Haas-Rietschel/Sabine Hering: Nora Platiel. Sozialistin – Emigrantin – Politikerin. Eine Biographie, Köln 1990. Die wesentlichen Informationen, vor allem die wörtlichen Zitate, sind dieser Publikation entnommen.

gaben: Sie arbeitete als Strafverteidigerin vorwiegend in politischen Prozessen und sie baute eine Ortsgruppe des ISK auf, des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK), der von Nelson 1926 gegründet worden war, nachdem die SPD den Internationalen Jugendbund (IJB) aus der Partei ausgeschlossen hatte.

Für Nora Block, die sich als Sozialistin leidenschaftlich für Recht, Gerechtigkeit und Freiheit einsetzte, war es nur konsequent, dass sie vor allem Kommunisten, Sozialisten und andere Antifaschisten verteidigte. Als einzige Frau unter den zugelassenen Anwälten Bochums, wurden die Nazis rasch auf sie aufmerksam, wurde sie ihnen bald als Jüdin und politische Anwältin, wie sie selber später schreibt, „ein Dorn im Auge.“ Nora Block war auch publizistisch tätig. In ihren Texten wird deutlich, dass sie ihre juristische Arbeit als Teil ihres politischen Kampfes gegen den bedrohlichen Vormarsch des Faschismus und gegen eine ihn begünstigende Justiz verstand. Nora Block konnte nur kurze Zeit als Anwältin in Bochum arbeiten. Später erinnerte sie sich: „Da ich in zahlreichen politischen Strafprozessen gegen die nationalsozialistische Regierung aufgetreten war, auch als politische Gegnerin des Nationalsozialismus schon vor 1933 gegen die Bewegung öffentlich aufgetreten war, wurde ich persönlich verfolgt. Gleich nach der Machtergreifung kamen wiederholt bewaffnete SS-Leute in meine Wohnung, um mich zu verhaften.“ Und weiter: „Genossen warnten mich, in Bochum zu bleiben. Nächtelang haben wir Material verbrannt. Weil ich erklärte, an einem Kursus über Rechtsfragen in Frankreich teilnehmen zu wollen, erhielt ich einen gültigen Paß.“ In den ersten Märztagen 1933 floh Nora Block nach Frankreich, hoffend, bald wieder nach Bochum zurückkehren zu können. Aus der Flucht für einige Wochen wurden 16 Jahre Exil.

Im Exil wurde Nora Block in vielfältiger Weise aktiv im Widerstand gegen das faschistische Deutschland. Dabei hielt sie engen Kontakt mit den Nelson-Anhängern, die mit ihr emigrieren mussten. Sie war in Flüchtlingsorganisationen aktiv und

veröffentlichte u.a. Artikel in der Exilzeitschrift „Sozialistische Warte“. Mit 38 Jahren bekam sie ihren Sohn Roger, den sie aufgrund der teils schwierigen und gefährlichen Situation des Exillebens schweren Herzens in die Obhut eines Wohnheimes für Exilkinder geben musste. Dass dies eine gute Entscheidung war, zeigte sich 1940: Sie wurde verhaftete und im Lager Gurs interniert. Sie konnte jedoch nach Montauban fliehen, dort war sie einige Zeit als Flüchtlingsfürsorgerin tätig.

Im Januar 1943 heiratete sie in Montauban Hermann Platiel. Doch die beiden konnten nur für kurze Zeit zusammenleben, sie wurden während einer Razzia getrennt. Nora gelang die Flucht in die Schweiz. Erst nach dem Krieg kamen sie dort wieder zusammen, auch mit Noras Sohn Roger. Nora und Hermann Platiel arbeiteten beim Arbeiterhilfswerk in der Abteilung Wiederaufbau. Doch ihr eigener Aufenthaltsstatus wurde zunehmend unsicherer und so versuchten sie, sich eine neue Existenz in Frankreich oder Deutschland aufzubauen. Sie wollten beim Wiederaufbau Europas mitwirken.

Erst 1949 kehrten Nora und Hermann Platiel mit ihrem Sohn auf Betreiben von Georg August Zinn und Erich Lewinski – alten Freunden aus Noras Referendariatszeit – nach Deutschland zurück. Vier Jahre waren seit dem Kriegsende vergangen. Einer sofortigen Rückkehr im Jahre 1945 standen sowohl die Fülle der im schweizerischen Arbeiterhilfswerk zu leistenden Aufgaben, ihre anfängliche Orientierung auf Frankreich als auch die Unentschlossenheit des Nachkriegsdeutschland entgegen, seine politischen Flüchtlinge zurückzuholen. Nicht nur die Alliierten hatten Vorbehalte gegenüber den „Linken“, und so wird häufig ein im Schnellverfahren „Entnazifizierter“ einem Emigranten vorgezogen. Nach Bochum wollte Nora Block auf keinen Fall zurück, weil die Erinnerungen an ihre Verfolgung durch die Nazis dort noch zu lebendig waren – so schreibt sie 1948 aus der Schweiz an den damaligen Justizminister Zinn in Hessen. Und sie erinnerte sich auch an die antisemitischen Schmähungen, die sie als Kind und Jugendliche in Bochum hatte erleben müssen. Nora Platiel orientierte sich deshalb vor allem nach Kassel. Hier nahm sie die Stel-

le einer Landgerichtsrätin an. Sie suchte und fand schnell Anschluss an die SPD, die sie, wie es heißt, begeistert empfing. Ab 1950 spielte Nora Platiel in der Kasseler Öffentlichkeit eine hervorgehobene Rolle: Sie trat bei Gewerkschaftstreffen auf, nahm an Kundgebungen teil und wurde vor allem die zentrale Rednerin des Internationalen Frauentags, der in den fünfziger Jahren in Kassel noch mit allem Nachdruck von seiten des SPD-regierten Magistrats gefeiert wurde. 1951 wurde sie die erste Landgerichtsdirektorin in Hessen. Die Juristin galt als Expertin in Rechts- und Frauenfragen. Ihr Engagement für die Frauen beschränkte sich jedoch nicht nur auf das Recht der Menschen, in Frieden zu leben und die Mitverantwortung der weiblichen Bürgerinnen, sich für eine Friedenssicherung einzusetzen. Als Juristin mischt sich Nora Platiel auch in die aktuelle Familien- und Arbeitsrechtsdiskussion mit Blick auf die Benachteiligung der Frauen ein. So legt sie in einer Rundfunkansprache 1952 die Gleichberechtigung in der Ehe als moralische und politische Forderung dar. Weitere Anstrengungen Nora Platiels richteten sich vor allem auf die rechtliche und finanzielle Wiedergutmachung der NS-Verbrechen. 1954 wagte Nora Platiel endgültig den Schritt zur hauptamtlichen Politikerin. Während drei aufeinanderfolgenden Legislaturperioden wurde sie in den hessischen Landtag gewählt, sechs Jahre davon war sie stellvertretende Fraktionsvorsitzende der SPD. Ihre parlamentarische Arbeit konzentrierte sich auf die Rechts- und Kulturpolitik in Hessen. Ihrem Engagement ist es maßgeblich zu verdanken, dass Hessen recht bald nach dem Krieg wieder auf eine gute kulturelle Infrastruktur verweisen konnte. Vor allem aber setzte Nora Platiel sich als Politikerin für die Kontaktaufnahme mit Israel ein und unternahm selbst zahlreiche Reisen dorthin. Ihr Einsatz für die Verständigung mit Israel resultierte nicht zuletzt aus ihrer eigenen Geschichte. Wie ein roter Faden ziehen sich ihre Kindheitserfahrungen mit dem Antisemitismus über ihre Verfolgung als Jüdin durch das Nazi-Regime und ihre Auseinandersetzung mit „Nazi-Richtern“ und Nazi-Politikern“ der Nachkriegszeit bis hin zu den zahlreichen Israel-Kontakten in den sechziger und siebziger Jahren durch das Leben Nora Platiels. Ein Ausdruck dieses Israel-Engagements ist die 1966 in Kassel gezeigte Ausstellung „Gra-

phik und Zeichnung israelischer Künstler“, die Nora Platiel als Vorsitzende des Kasseler Kunstvereins organisierte, die ein großer Erfolg war und ihr die Anerkennungsurkunde der Hebräischen Universität Jerusalem einbrachte.

1962 kandidierte Nora Platiel für das Amt der Landtagspräsidentin – eine Aufgabe, die ihrer Souveränität und ihrer Lebenserfahrung entsprochen hätte. Aber sie unterlag bei der Wahl mit einer Stimme Abstand zu ihrem Gegenkandidaten, was nicht nur ihre Parteifreunde bedauerten.

Als sie 1966 – nach zwölf Jahren Landtagsarbeit im Parlament und in zahlreichen Kommissionen – Wiesbaden verließ, wurde dies in einem Zeitungsartikel so kommentiert:

„Da ist die zierliche Dame aus Kassel, Nora Platiel, deren körperliche Fragilität in stärkstem Kontrast zu ihrer rednerischen Begabung stand. Die beste Rednerin des Parlaments! Ihre Stimme füllte, sie sprach ohne Konzept. Eine Freude, ihr zuzuhören. Eine Abgeordnete mit Substanz, Grundsätzen und auch Eigenwilligkeit. Eine geistige Frau!“

Ende der sechziger Jahre geriet Nora Platiel in eine innere Opposition zu ihrer Partei, der sie 1922 beigetreten war. Sie beklagte in einem Brief Tendenzen der Politik der „Großen Koalition“: Sie kritisierte die Notstandsgesetze, stellte die Autoritätsansprüche der „Eminenzen“ in Frage. Sie schrieb auch: „Mit der kritischen, suchenden Jugend aber fühle ich mich verbunden.“ Bedeutsam erscheint, dass weder Nora noch Hermann Platiel sich aufgrund der Distanz zur öffentlichen SPD-Politik frustriert zurückzogen, sondern dass sie vom Ende der sechziger Jahre an junge Leute um sich versammelten, um sie in ihrem kritischen Denken zu unterstützen und sie zum Weiterdenken zu animieren.

Nora Platiels letztes Lebensjahr wurde überschattet durch den frühen Tod des geliebten Sohnes Roger im Jahre 1978, der gerade im Begriff war, eine internationale Karriere als Künstler zu machen.

Nora Platiel geb. Block starb am 6. September 1979 in Kassel.

(Hubert Schneider)

Dr. Carl Rawitzki (1879 – 1963)

Sozialdemokratischer Rechtsanwalt und führender Kulturpolitiker in Bochum

Die Stadtverordnetenversammlung der Stadt Bochum beschloss in ihrer Sitzung am 3. Mai 1962, dem Rechtsanwalt und Notar Dr. Rawitzki, Bochum, das Ehrenbürgerrecht zu verleihen.

In der Begründung hieß es:

„Dr. Rawitzki besitzt besondere Verdienste um die Stadt Bochum. Er war von 1919 – 1932 Stadtverordneter, Mitglied und Vorsitzender verschiedener Ausschüsse und von 1925 bis 1932 stellv. Stadtverordnetenvorsteher. Nach Rückkehr aus der Emigration als politisch Verfolgter gehörte er der Stadtverordnetenversammlung seit 1952 als Mitglied und Vorsitzender des Kulturausschusses an.

In dreiundzwanzigjähriger kommunalpolitischer Tätigkeit hat Dr. Rawitzki insbesondere das Kulturleben der Stadt Bochum maßgeblich ausgerichtet und beeinflusst. Auf die erfolgreiche Entwicklung des Bochumer Schauspielhauses hat er seit der Gründung im Jahre 1919 durch Initiative und Tatkraft verdienstvoll eingewirkt. Seine unermüdliche kulturelle Aufbauarbeit wirkt sich nachhaltig auch in der Förderung der Shakespeare-Dramaturgie, in Bereichen des städtischen Musikwesens, der Stadtbücherei, des Museumswesens und der Kunstgalerie aus.

Mit seiner hervorragenden Tätigkeit hat sich Dr. Rawitzki um die kulturelle Entwicklung der Stadt Bochum besonders verdient gemacht. Die Wirksamkeit seiner außerordentlichen Leistung für die Bundesrepublik Deutschland hat der Bundespräsident am 11. November 1959 durch die Verleihung des Verdienstkreuzes 1. Klasse ausgezeichnet.

Auf Grund der Empfehlung des Ältestenausschusses vom 18. 4. 1962 und des Hauptausschusses vom 25.4.1962 faßt die Stadtverordnetenversammlung folgenden Beschluß:

Die Stadtverordnetenversammlung hat am 3. Mai 1962 beschlossen, Herrn Rechtsanwalt und Notar Dr. Carl Rawitzki das Ehrenbürgerrecht der Stadt Bochum zu verleihen.

Sie wünscht mit dieser höchsten Auszeichnung, die eine Gemeinde zu vergeben hat, einen Stadtverordneten mit Dank und Anerkennung zu ehren, der seit 1919 die kulturelle Entwicklung der Stadt Bochum durch besondere verdienstvolle Leistungen erfolgreich gefördert hat.

Die Stadt Bochum verleiht das Ehrenbürgerrecht einem Bürger der Stadt, der in dreiundzwanzigjähriger ehrenamtlicher Tätigkeit mit Rat und Tat zum Nutzen der Bürgerschaft selbstlos gewirkt hat.“

Wer war dieser so hoch geehrte Mann, der erste Ehrenbürger Bochums nach dem Zweiten Weltkrieg, der nach den Worten von Oberbürgermeister Heinemann das „Kulturleben Bochums“ geformt hatte? Nach ihm wurde eine Straße in Weitmar benannt, heute ist er aber weitgehend vergessen.

Carl Rawitzki wurde am 21. Oktober 1879 als einer von drei Söhnen des jüdischen Kaufmanns Salo Rawitzki und dessen Ehefrau Regina geb. Posnanski in Thorn geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Stadt und studierte nach dem Abitur in Berlin, München und Königsberg Jura. Die erste juristische Prüfung legte er 1901 mit der Note „gut“ ab, die Große Staatsprüfung 1906 in Berlin. 1902 wurde Rawitzki zum Doktor jur. promoviert. 1907 war er erstmals Anwalt in Bochum. Am Ersten Weltkrieg nahm Rawitzki von 1916 bis 1918 als Armierungssoldat teil. Gleich nach dem Krieg, noch vor Abschluss des Waffenstillstandes, ging er als Legationsrat nach Warschau. 1919 ließ er sich endgültig in Bochum als Anwalt nieder.

Den stärksten politischen Anstoß, sich politisch zu betätigen, gab Rawitzki ein Vortrag von Klara Zetkin, die er als junger Mann 1899 in Berlin hörte – er trat noch im selben Jahr in die SPD ein. Wie kam der junge Sozialdemokrat von Berlin nach Bochum?

In Berlin lernte Rawitzki durch den alten Freund und Kollegen Ernst Heilmann – er wurde 1940 in Buchenwald ermordet – Hermann Sachse und Otto Hue kennen. Hermann Sachse war damals Vorsitzender des sog. Alten Verbandes der Bergarbeiter und Otto Hue Chefredakteur der Bergarbeiter-Zeitung. Beide bestürmten ihn, sich in Bochum als Anwalt niederzulassen. Sie erklärten ihm, in Rheinland und Westfalen gäbe es keinen Anwalt, der ihre Interessen so vertreten würde, wie sie es wünschten.

So wurde Rawitzki der erste sozialdemokratische Rechtsanwalt Bochums. Nach einer Übergangszeit eröffnete er seine Kanzlei – zusammen mit dem Rechtsanwalt Koppel – in dem damals Friedrichstraße genannten Abschnitt der heutigen Kortumstraße. 1920 wurde Rawitzki zum Notar ernannt. Wie er sich später erinnerte, wurde er damals nicht gerade freundlich von der Kollegenschaft aufgenommen.

Der Sozialdemokrat Rawitzki engagierte sich – neben seiner Anwaltstätigkeit – sofort kommunalpolitisch. 1919 wurde er in den Stadtrat gewählt. Dort nahm er zahlreiche Funktionen wahr, vor allem im kulturellen Bereich: Er war u.a. Mitglied der gemeinsamen Theaterkommission Bochum/Duisburg, der Musik- und Theaterkommission, der Ausschüsse der Stadtbücherei und der Gemäldegalerie. Von 1925 bis 1933 war er stellvertretender Stadtverordnetenvorsteher. Rawitzki wurde zu einer prominenten Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, trat dabei in Wahlkämpfen immer offensiv für die SPD auf, scheute dabei auch Auseinandersetzungen mit den Juristen-Standesorganisationen nicht. Er hatte in dieser Zeit auch immer wieder den Bergarbeiterverband und die Sozialdemokratische Partei in den damals nicht seltenen Strafprozessen ver-

treten, in den letzten Jahren vor der Nazi Herrschaft auch das Reichsbanner. In den letzten Jahren vor 1933 kam es im Stadtparlament immer wieder zu Auseinandersetzungen mit der NSDAP: In seiner Eigenschaft als Leiter der Stadtverordneten-Versammlung wurde er häufig von den Mitgliedern der nationalsozialistischen Fraktion als Jude beschimpft und musste mehrfach die nationalsozialistischen Stadtverordneten wegen ungebührlichen Benehmens aus den Sitzungen ausschließen. Die Nationalsozialistische Zeitung „Rote Erde“ brachte deshalb wiederholt Schmähartikel gegen ihn und drohte ihm öffentlich mit Repressalien, wenn Hitler an die Macht käme.

So geschah es dann auch:

In der Nacht vom 10. zum 11. März 1933 wurde Dr. Rawitzki durch die SA aus seiner Wohnung heraus verhaftet, in der Wirtschaft Schäfer, Ringstraße, festgehalten und am nächsten Tage zum Polizeipräsidium gebracht. Nach der Entlassung aus der Haft verließ Rawitzki mit seiner Frau Bochum, er tauchte in Berlin unter und emigrierte 1939 nach London. Bereits am 9. Juni 1933 verlor er seine Zulassung als Rechtsanwalt beim Amts- und Landgericht Bochum und wurde auch als Notar entlassen – „weil Sie sich im kommunistischen Sinn betätigt haben“, hieß es in den entsprechenden Dokumenten.

Auch in Großbritannien war Carl Rawitzki politisch aktiv. In verschiedenen Emigrantenorganisationen bereitete er sich auf die Rückkehr nach Deutschland nach dem Ende der Nazi Herrschaft vor: Er beteiligte sich 1941 an der Arbeitsgemeinschaft „Deutschland und Europa nach dem Kriege“ und wurde 1943 Mitglied der Emigrantenvereinigung „Freie Deutsche Bewegung“, ab 1944 war er Mitglied des Präsidiums dieser Bewegung. Es kam immer öfters zum Streit in Sachfragen zwischen den kommunistischen und sozialdemokratischen Mitgliedern der Organisation, die schließlich in der grundsätzlichen Frage gipfelten, inwieweit Kommunisten und Sozialdemokraten überhaupt zusammenarbeiten können und sollen. Gegensei-

tig warf man sich Unredlichkeit vor. Alte, nicht verheilte Wunden und ideologische Differenzen standen einer echten Annäherung im Wege. Als keine Aussicht mehr auf Einigung bestand, bekämpfte man sich auf die altbekannte Weise wie zuvor in der Weimarer Republik – und das zunehmend in der Öffentlichkeit. Als der SPD-Vorstand von seinen Mitgliedern verlangte, sie sollten die Freie Deutsche Bewegung verlassen, folgten einige ihrer Mitglieder nicht, unter anderen auch Carl Rawitzki. Als sie unbeirrbar an dem Bemühen einer Verständigung mit den Kommunisten festhielten, wurden sie Ende 1944 aus der SPD ausgeschlossen; ein Beschluss, der nach Kriegsende wieder aufgehoben wurde. Nach dem Krieg arbeitete Rawitzki in Großbritannien u.a. für die alliierte Kommission zur Untersuchung deutscher Kriegsverbrechen, in Kriegsgefangenenlagern hielt er vor deutschen Soldaten Vorträge, die sie auf ein Leben in einem demokratischen Deutschland vorbereiten sollten.

1949 kam Rawitzki mit seiner Frau nach Bochum zurück: eine frühere Rückkehr scheiterte an dem Verhalten der britischen Behörden gegenüber politisch aktiven Remigranten, aber auch daran, dass es in Bochum schwierig war, eine Wohnung für Rawitzki zu finden.

Nach seiner Rückkehr wurde Rawitzki alsbald wieder als Rechtsanwalt beim Amts- und Landgericht Bochum zugelassen und zum Notar ernannt. Seine Kanzlei betrieb er fortan in der Freiligrathstraße 5. Das Haus, das im Krieg nicht zerstört worden war, hatte früher dem jüdischen Unternehmer Aaron Meyer gehört, dessen Familie in den USA überlebt hatte. Nach der Rückgabe des Hauses an die Familie Meyer hatte diese die Immobilie an die Stadt Bochum verkauft. Die Stadt brachte hier Menschen unter, deren Rückkehr erwünscht war – neben Rawitzki beispielsweise den Intendanten Hans Schalla.

Auch politisch knüpfte der inzwischen siebzigjährige Carl Rawitzki an seine frühere Arbeit an: Ab 1953 nahm er als

SPD-Stadtverordneter zahlreiche Funktionen wahr: Er war u.a. von 1952 bis 1962 Vorsitzender des Kulturausschusses, 1952 bis 1956 Mitglied und 1956 bis 1962 stellvertretendes Mitglied des Hauptausschusses. Von 1956 bis 1962 war er Altersvorsitzender der Stadtverordnetenversammlung.

Rawitzki – der als Jude verfolgt worden war, obwohl er nach seiner Heirat mit der evangelischen Grete Schulze 1921 aus dem Judentum ausgetreten war – trat 1950 wieder in die kleine neue jüdische Gemeinde Bochum ein. Als Anwalt vertrat er die Interessen vieler Überlebender der alten jüdischen Gemeinde in deren sogenannten „Wiedergutmachungsverfahren“. Das Wirken Rawitzkis in Bochum wurde 1954 und 1959 anlässlich seines 75. und 80. Geburtstages und seiner 50-jährigen Anwaltschaft in Bochum 1957 in zahlreichen Presseartikeln ausführlich gewürdigt. Hervorgehoben wurde immer wieder besonders sein großes Interesse für das Theater und seine ungewöhnliche Kenntnis der dramatischen Literatur. In kulturellen Fragen galt sein Wort in der Bochumer SPD unheimlich viel und man war sich darin einig, dass eigentlich er allein es war, der in den 20er Jahren den Bochumer Theaterplänen in seinen Kreisen, nicht immer ohne Überwindung von Widerständen, den Weg bereitet hat. Der Volksbühnengedanke hat durch ihn in Bochum Fuß fassen können. Er hat der Volksbühne vorgestanden und sie bis zum Schluss geleitet. Übereinstimmend wird Carl Rawitzki in seiner Bedeutung für die Entwicklung der Bochumer Kultur gleichberechtigt neben dem langjährigen Kulturdezernenten Wilhelm Stumpf gesehen.

Der Ehrenbürger der Stadt Bochum Dr. Carl Rawitzki starb am 18. April 1963, kurz nach seiner Ehefrau. Die offizielle Trauerfeier der Stadt Bochum fand am 24. April 1963 in der großen Trauerhalle des Hauptfriedhofes am Freigrafendamm statt. Seine Urne wurde in einem Ehrengrab auf dem Friedhof an der Blumenstraße beigesetzt.

(Hubert Schneider)